15
2. Aprilheft 1966

ZB
ZEIT IM BILD

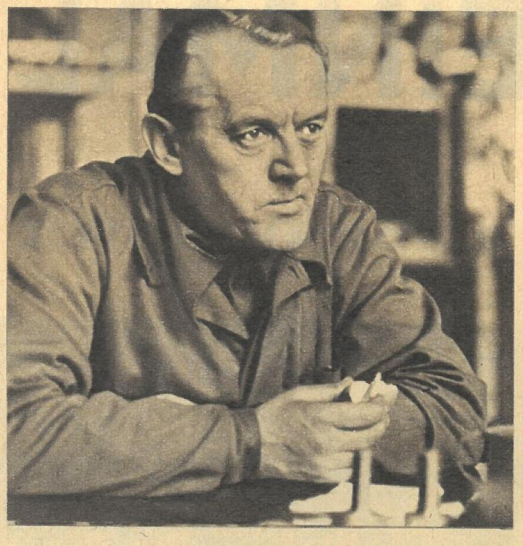
AB OSTERN ÖFTER EINMAL FREI

MEHR DAVON AUF SEITE 2

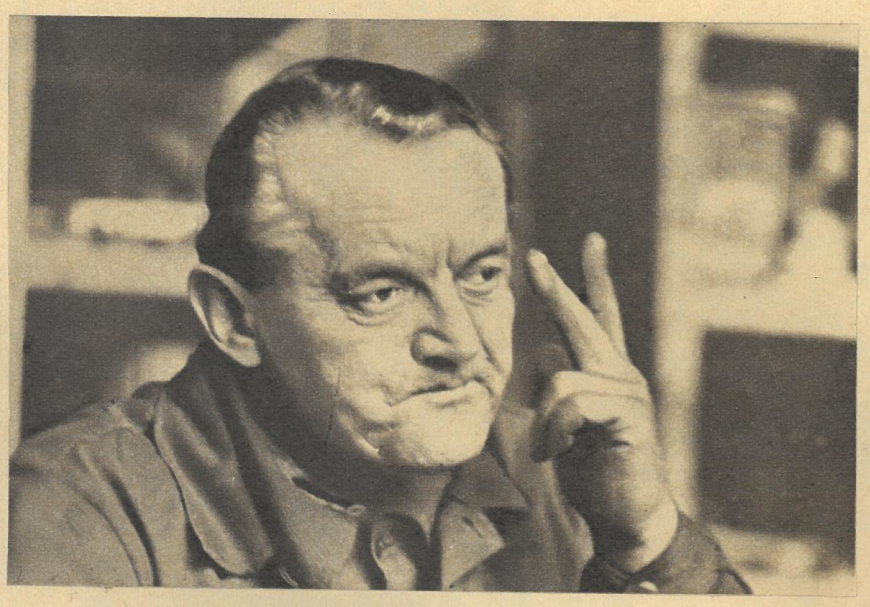
0,30 MDN

Die polnische Schlagersängerin Krystyna Konarska

Foto Schwarz



Was ich am ersten
freien Sonnabend mache,
willste wissen?
Na schön.



Zwei Dinge.
Erst mal ausschlafen,
und dann
geht's in den Garten.
Wir haben ja Ostern.

Vorher werde ich mir
aber noch Ostereier
besorgen, solche großen,
versteht sich.

Und dann –
dann spiele ich
Osterhase
bei meinen Enkelkindern.

AUF DER SPUR UNSERER TAGE – das war in den letzten Wochen das Motto der zweiten Runde im Jubiläumspreisausschreiben der zb. Wir veröffentlichen heute diese Bildserie von Winfried Kosbach aus Leipzig.
Im gleichen Heft finden Sie auch eine Reportage über die Genossin Barthel, die uns von Frau Eichhorn vorgeschlagen wurde.
In der nächsten Woche werden Sie mehr über den Ausgang des Wettbewerbs erfahren.

Astronautik:

Die Ehrenrunde

Zwei Menschen auf einem Bild. Zwei Menschen, die zu den profiliertesten Vertretern ihres Geschlechtes zählen. Beiden ist nicht nur gemeinsam, daß sie in Raumschiffen die Erde umkreisten. Sie verbindet vor allem, daß sie die ersten waren. Er der erste Mann, sie die erste Frau, die in das All starteten. Juri Gagarin und Valentina Nikolajewa-Tereschkowa.
Er hat in diesen Tagen Jubiläum. Am 12. April 1961 fauchte von der Abschußrampe des sowjetischen kosmischen Flughafens eine Rakete. In ihrer Spitze, winzig klein und physisch schwach im Vergleich zu dem Projektil, ein Mensch. Er flog dem Himmel entgegen, dessen Blau wurde dunkler, die Erde drehte sich unter der Raumkapsel scheinbar weg. Ein Mensch hatte gewagt, sich aus den irdischen Umweltverhältnissen zu lösen. Hier oben gab es keinen Regen und keinen Wind, es gab weder Wolken noch Schnee. Außer dem bißchen Erdatmosphäre in der Kapsel gab es keine Luft für die Lungen. Hier oben gab es nur noch die Sterne.
Aber der erste Mensch hatte wahrscheinlich keine Zeit, die Sache von der poetischen Seite zu betrachten. Zu vieles galt es zu beachten, mit der Bodenstation zu besprechen. Zu viele mannigfaltige Handgriffe wollten bewältigt sein. Arbeiten, die auf der Erde tausendfach geübt wurden. Aber jetzt war man eben nicht mehr auf der Erde, wo man im Training noch was falsch machen konnte, jetzt, bitte schön, galt es. Irrtümer würden grausam bestraft. Eine gewaltige psychologische Belastung. Es war doch eben alles zum ersten Mal. Natürlich hatte die Technik schon hundertmal vorher funktioniert, natürlich war auf die Konstrukteure und Wissenschaftler des Raketenteams unbedingt Verlaß. Aber es war eben das erste Mal. Zwar war die Verbindung zur Bodenstation prächtig; man hörte die vertrauten Stimmen der Kameraden, man unterhielt und fühlte sich sozusagen ausgezeichnet. Dennoch war man hier oben allein, verdammt allein sogar. Zugegeben, wenn man wieder unten war, wurde mit Ehren und Auszeichnungen nicht gegeizt, vielleicht würde man auch etwas reisen. Doch jetzt war man erst einmal allein, so allein wie nie ein Mensch zuvor.
Das alles war am 12. April 1961. Das alles ist jetzt fünf Jahre her und heute schon Geschichte. Inzwischen bekam Juri Kollegen. Männer, die tagelang oben blieben, Männer, die ausstiegen, Astronauten, die sich im Kosmos zum Rendezvous trafen. Und wenn heute gemeldet wird, daß wieder mal ein Mensch für einige Tage im All kreist, so fragt vielleicht mancher: „Na und?" Außer der Mondlandung scheint es für diese Zeitgenossen nichts Interessantes in der Raumfahrt zu geben. Daß dem nicht so ist, daß sich die sensationellen Erfolge aus systematischer Kleinarbeit summieren – auch daran soll hier erinnert werden.
Neununddreißig Jahre vor der Jahrtausendwende stieß der Mensch die Tür zum Himmel auf. Juri Gagarin, Bürger der Sowjetunion. Als seine Rakete die einzelnen Triebsätze abgeworfen hatte und die Kapsel in die Umlaufbahn einschwenkte, begann Juri die erste Ehrenrunde um die gute alte Erde. Wohl gibt es Tausende von Ehrenrunden, die man laufen, tanzen, fahren oder fliegen kann. Die schönste aller Ehrenrunden aber drehte Juri Gagarin. Und er war auch der Mensch, der im Vergleich zu allen Ehrenrunden, die je absolviert wurden, mit Abstand das meiste zu tun hatte, wenn man seine verantwortungsvolle Pioniertat heute so umschreiben darf.

Wolfgang Winkler

Foto Böhle

rundschau

3,7 Millionen Fernsehapparate wurden im vergangenen Jahr in der Sowjetunion hergestellt. Neue Fernsehzentren entstanden in der Ukraine und in Kasachstan. Aber auch in solch entfernten Gebieten wie in der Tundra und der Taiga sitzt man jetzt nach Feierabend vor dem Bildschirm. Unser Bild zeigt die Geburtsstätte des „Ogonjok" und des „Elektron" in Lwow.

Ein neues Maskottchen, das Geschwisterpaar Florinchen, entwarf „Sandmännchen"-Vater Berendt. Beide Figuren werden als Souvenirs auf der „IGA 66" angeboten.

In Grenoble künden die olympischen Ringe schon jetzt die Winterspiele 1968 an. Die Hauptstadt der Französischen Alpen hat bereits mit den Vorbereitungen zu diesem großen Ereignis begonnen.

Wahre Lachsalven entlockte der Schweizer Musikclown Dimitri auf seiner Gastspielreise durch die DDR dem Publikum. Der kleine Mann aus Ascona, dessen Humor wunderlich mit Trauer gemischt ist und der seine Requisiten wie Figuren einer Legende zum Leben erweckt, verschmähte jegliche grellen Effekte. Er blieb liebenswert und scharmant.

Ostermarsch 1966:

Gebot der Stunde und der Vernunft

Wieder ist es Ostern. Und wieder ziehen durch die westdeutschen Dörfer und Städte kilometerlange Marschsäulen. Zehntausende Männer, Frauen und Kinder marschieren für die Vernunft. Sie scheuen nicht die Unbilden des launischen Aprilwetters, denn sie wissen und wollen, daß drohendem Unheil gewehrt werden muß. Vor Jahren galt ihr Protest noch vor allem einer unvernünftigen und gewissenlosen Regierungspolitik, die die Hand nach Atombomben ausstreckt, mit

denen die in zwei Weltkriegen geschlagenen Generale den sozialistischen Osten bezwingen möchten. In diesen Apriltagen demonstrieren die Ostermarschteilnehmer nun auch gegen die von alten Faschisten ausgearbeiteten Notstandsgesetze, die den westdeutschen Revanchisten die erforderliche Kirchhofsruhe für das geplante Kriegsabenteuer sichern sollen. Viele Transparente wenden sich diesmal auch gegen den schmutzigen amerikanischen Krieg in Vietnam, den die Regierung Erhard offen zu unterstützen begonnen hat.

Die von Erhard und seiner Regierungsmannschaft drohenden Gefahren sind gewachsen. Aber die Stimmen der Vernunft gegen die Unvernunft der Regierenden mehren sich. Namhafte westdeutsche Gelehrte appellierten an die Gewerkschaftsführer, in ihrem Veto gegen die Notstandsgesetze fest zu bleiben. Zahlreiche sozialdemokratische Funktionäre forderten zur Teilnahme am Ostermarsch auf. Über den Brief des ZK der SED an den bevorstehenden Dortmunder Parteitag der SPD, der zur Verständigung der beiden großen deutschen Arbeiterparteien aufruft, wird nicht nur in der SPD diskutiert. Auch bürgerliche Kreise erkennen, daß die offizielle Bonner Regierungspolitik in die Sackgasse geraten ist. Der westdeutsche Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger stellt in seinem „Katechismus zur deutschen Frage" fest: „Nach zwei Weltkriegen hat die ganze Welt die deutschen Querelen satt. Mitgefühl oder Mitleid wird niemand aufbringen für eine Nation, die sich und ihre Nachbarn, aus welchen Gründen auch immer, der Gefahr eines dritten Krieges aussetzt. Die Welt wird den Deutschen zumuten dürfen, daß sie nach ihren Kräften für eine friedliche Lösung ihrer Konflikte untereinander und mit den Siegermächten sorgen. Diese Interessen verlangen für Europa eine konsequente Politik der friedlichen Koexistenz. Als Störenfried isoliert sich, wer ihr zuwiderhandelt." Gegen die Störenfriede, gegen die Kriegstreiber, gegen die Atombesessenen, gegen die Notstandspolitiker, mit einem Wort: gegen die Querulanten

in Bonn geht es beim Ostermarsch 1966. Wir fühlen uns mit den Teilnehmern des Ostermarsches verbunden, weil sie wie wir für den Frieden eintreten, der das Gebot der Stunde und der Vernunft ist.

Willy Forner

Fotos: Zentralbild, Adler, APN

MANNESJAHRE EINES AUTORS

HEINZ KLEMM BESUCHTE FÜR ZB NATIONALPREISTRÄGER JURIJ BRĚZAN

Wir trafen uns, wo das, was ihn ausmacht und von ihm ausgeht, den Ursprung hat: in seinem Heimatdorf.

Jurij Brězans Geburtshaus spiegelt Hoftor und Giebel im Dorfteich zu Räckelwitz in der Lausitz. Als er hier vor fünfzig Jahren geboren wurde, war Krieg, der Vater lag vor Verdun. Die Eltern bewohnen noch heute den kleinen Hof. Neunundsiebzig ist inzwischen der Vater geworden; ein Leben lang war er Steinbrecher im Granit und Bauer auf drei Hektar Feld. Mit der Gesundheit – nun, „es muß gehen". Viel redet er nicht, schwer atmet seine Staublunge.

Und die Mutter mit ihrem sorbischen Häubchen gibt, während ihr Sohn sich im Nachbarzimmer zu schaffen macht, rasch und gefällig Auskunft. Einmal in der Woche kommt Jurij von Bautzen herüber, man wartet schon immer darauf, ja, warten tut man, und wenn er ausbleibt, der Junge, macht man sich unnütze Sorgen.

Niedrig ist die Stube, ausgefüllt vom langen gelebten Leben der Alten. Ich werde mich wohl nicht täuschen: Tritt der Sohn durch die Tür, wird ihnen das Tageslicht, das durch die Gardinen fällt, um einen Schein heller.

Es ist gegenseitig. Man kann nicht in den Gesichtern der Eltern lesen, ohne an die Eltern des Felix Hanusch zu denken, des Helden in Brězans Romantrilogie. Wo findet sich in der neuen deutschen, der sozialistischen Literatur noch einmal dieses herzliche, eigenwillig vertrotzte, dabei immer achtungsvolle Vater-Sohn-Verhältnis wie in Brězans Werk? Und wenn die Mutter flink auf und ab geht – ständig hat sie zu tun, oft hat sie etwas zu erzählen –, tritt einem nicht Mutter Jantschowa leibhaftig entgegen oder die Witwe Nakonz?

Schmal ist der Weg zwischen Hoftor und Teich. Früher ging es noch enger zu, bemerkt der Vater; seine Miene kündigt eine Geschichte an, an die er offenbar gern zurückdenkt. Damals war das benachbarte Krankenhaus gräfliches Rittergut mit einem Baron als Verwalter; Wasser und Fische gehörten dem Grafen, doch Grund und Boden, auch der des Teiches war Eigentum der Gemeinde. Zu wenig Raum gab es, um bequem mit dem Wagen in den Hof einzubiegen, und eines Tages machte Vater sich daran, den Weg zu verbreitern, auf Kosten des Teiches versteht sich. Da ragt der Baron vor ihm auf: Was, zum Teufel, treiben Sie da? Sofort aufhören damit! Wie ist ihm der Steinbrecher Brězan entgegengetreten? Er entsinnt sich der Worte: „Wasser ist deine, Teich geht dich einen Scheißdreck an!" Wenn er deutsch sprach, und deutsch sprach er nur zu den Herren, nannte er alle du.

In den gleichen Teich ist der Sohn gefallen, zwei Jahre alt, es war sein erstes Erlebnis, oder mehr das der Eltern; was er aber selbst noch ganz sicher weiß: Auf die Bäume des Rittergutparks ist er vor vierzig Jahren geklettert, bis hoch zu den Elstern, und die Bäume von damals scheinen ihm in der Erinnerung ebenso hoch, wie sie heute sind.

Wie ist das mit der Heimat, ihrer Besonderheit, ihrer Schönheit?

„Du kannst sie nicht beschreiben. Der Bach, der da schläfrig mit den Kringelschatten der Uferweiden spielt, ist schön; aber richtig tief schön ist er, weil du darinnen nach Forellen gegriffen hast, weil der Vater noch Krebse dort gefangen und von dem Geld für die Krebse der Mutter ein Tuch gekauft hat; die Mutter war sechzehn damals und Drittmagd. In dem Bach, in dem kleinen Rinnsal, ist dein Urgroßvater ertrunken. Der Bulle des Grafen war ausgebrochen, sie hatten ihn fangen müssen, deinen Urgroßvater ging der Bulle an, stieß ihm das Leben halb aus dem Leib und warf ihn in das armselige Rinnsal hinunter.

Auch das macht es aus, daß dir der Bach teuer ist."

Irgendwo eingestreut findet sich diese Notiz auf den tausend Seiten der Trilogie vom Leben des Steinbrechersohnes Felix Hanusch, der ein „Gymnasiast" wurde und „Semester der verlorenen Zeit" zu studieren hatte, bis ihn die „Mannesjahre" wieder zurück ins Dorf führten. Das Dorf hörte auf, ein Knechtsdorf zu sein, und Felix tat kräftig das Seine hinzu.

Mit ihm – nun ist es wieder der Jurij Brězan – spaziere ich die Dorfstraße entlang. Wie das wohltut, und wie wesentlich ist es auch, daß die Leute im Dorf keinen Wind und Dunst um ihn machen! Bei allem Respekt: Er ist einer von ihnen, obwohl er, wie man weiß, zweimal den Nationalpreis erhielt und einen Sitz in der Akademie. Er grüßt sie, sie grüßen zurück, ein Zuruf, ein Scherzwort in sorbischer Sprache; er spricht doch nur aus, was das Ihre ist und damit gleichermaßen das Seine, man würde es ebenso sagen, wäre man nicht gerade Bauer, Konsumverwalter, Brucharbeiter oder, wie der Mann auf dem Fahrrad, der nickend und schmunzelnd vorbeifährt, angestellt bei der Post. „Sein Vater", erklärt Brězan, „ist mir so etwas wie Modell gewesen für den Akkordtöter."

Und der, an den er vielleicht gedacht hat, als er die Gestalt des „rotborstigen Michel Domsch" schuf, bessert am Bach, dem Rinnsal, einen Weg aus. Nikolaus Domschke heißt er und freut sich sehr.

„Ich bin erst dreiundsiebzig", läßt er mich wissen. Vierzig Jahre davon gehörten dem Steinbruch im benachbarten Horka.

„Wie ist das nun so, Herr Domschke", setze ich an, „haben Sie die Bücher von Jurij Brězan gelesen?"

Oh, ja, er hat gelesen, er liest überhaupt eine Menge, am liebsten auf Sorbisch, weil er dann besser die Wörter versteht.

„Und was sagen Sie zu Brězans Büchern?"

„Die hat der Jurij sehr schön zusammengestellt."

„Können Sie sich an einen gewissen Michel Domsch erinnern?"

Da nickt er, vielsagend lächelnd, und schweigt.

„Das ist so", wirft Brězan ein, „wenn was Gutes dran ist, kann man hinterher immer sagen: Ich bin es. Ist nichts Gutes dran – wer zwingt dich dazu?"

Darauf einigten wir uns.

Die Räckelwitzer Flur erstreckt sich in sanftem Schwung zwischen Hügeln und Wald. Bis zur alten Pestsäule wandern wir. Die Häuser des Dorfes werden klein hinter uns.

„An die Säule, ich erinnere mich, hat dein Liebespaar Felix und Uschka die Räder gelehnt", sage ich. „Es war Nacht, Frühling, und der Duft kam vom handhohen Roggen her."

„Und vom jungen Klee auf dem Stoppelfeld."

„Und von dem bißchen Gras, das um die Säule herum wächst." Bei uns ist es hell und windig, der Winter eben vergangen, auf den Äckern blinkt der geschmolzene Schnee in winzigen Pfützen. Die Jahreszahl 1780 ist in die Säule geschlagen, die Initialen G. und D. Was weiß ich, wieviel weiß man vom Leid, das verraucht und verblichen ist? „Ich glaube, ich kann verstehen, weshalb die Pestsäule dazugehört, weshalb gerade zu Lieb und Leben. So weit dergleichen erklärbar ist . . . Ein emotionaler Halt, ein Festpunkt, eine der vielen Wurzeln, die dich mit dem Eigensten, Wirklichsten, mit dem Volke verbinden."

„Du brauchst es", erwidert Brězan. „Wir alle brauchen es, es ist mehr als ein Requisit, mehr als das Äußere." Der Wind fährt uns in die Haare; mit der Sonne zusammen wird er bald alle Felder trocknen und wärmen.

Fotos Helga Klemm

DAS PROFIL

Brězan, Jurij
Geboren 1916 in Räckelwitz in der Lausitz
Sohn eines Steinbrucharbeiters
Während der Hitlerherrschaft Teilnahme am sorbisch-antifaschistischen Widerstandskampf, Emigration, Gefängnishaft
Seit 1951 freischaffender Schriftsteller
Romane und Erzählungen: „Auf dem Rain wächst Korn", „52 Wochen sind ein Jahr", „Der Gymnasiast", „Semester der verlorenen Zeit", „Mannesjahre", „Borbaß und die Rute Gottes", „Das Mädchen Trix und der Ochse Esau", „Eine Liebesgeschichte", „Christa". Dazu, ausschließlich in sorbischer Sprache: Lyrik, Bühnen- und Kinderliteratur.
Seine Bücher wurden bisher in 13 Sprachen übersetzt
1951 und 1964 Nationalpreis
FDGB-Literaturpreis
1959 Ćišinski-Preis
Mitglied der Akademie der Künste
Verheiratet, ein Kind
Lebt in Bautzen

Jurij Brězan mit seiner Mutter im Lausitzer Heimatdorf Räckelwitz (linke Seite). Unser Autor, Vorsitzender des Schriftstellerverbandes Dresden, mit der Schriftstellerin Annemarie Reinhardt und Jurij Brězan (rechts oben). Den Steinbruch (links) kennen alle Leser der Hanusch-Trilogie. Rechts unten Frau Brězan – links oben: Jurij Brězan mit seinem Sohn.

Helden der Berge

Juni 1944. Unaufhaltsam rücken die Fronten in Europa zusammen. Der Krieg streckt seine Arme auch nach Bratislava aus. In der Slowakei gärt es. Wie ein Blitz schlägt die Meldung vom demonstrativen Eintritt der in den Krieg gegen die Sowjetunion gepreßten slowakischen Soldaten und Offiziere in die auf sowjetischem Gebiet operierenden tschechoslowakischen Militäreinheiten ein. 19. August 1944. Franz Karmasin, der Führer der deutsch-slowakischen Nazipartei, richtet eine SOS-Botschaft an Hitler mit dem Tenor: „Die Lage ist höchst gefährlich." Bald kommen für die deutschen Okkupanten noch viel schlimmere Hiobsbotschaften. Am 27. August besetzen Partisanen plötzlich mehrere Ortschaften, am folgenden Tage sogar die größte Stadt der Mittelslowakei, Banská Bystrica. Der Slowakische Nationalrat, die revolutionäre Vertretung der slowakischen Nation, proklamiert von dort aus den Volksaufstand. Tausende melden sich freiwillig. Aus ihnen werden reguläre Einheiten der tschechoslowakischen Armee gebildet. Aus den Kasernen flüchten die Soldaten und gehen zu den Partisanen über. In den Garnisonen von Trnava, Svaty Martin und anderen Städten kommt es zu offenen Meutereien. Aus anfangs 5000 Partisanen schwillt die Armee auf 50 000 Mann an. Die Zahl der Zivilpersonen, die sich als Agitatoren, Nachrichtenbringer, Organisatoren, Hilfspolizei und im Versorgungsdienst beteiligen, geht in die Zehntausende. Aus der Sowjetunion wird die II. Fallschirmspringer-Brigade in Stärke von 1800 Mann in der mittleren Slowakei abgesetzt. Offene Gefechte mit Wehrmachtsteilen und faschistischen Garden bei Vrutky, Svaty Martin und Zvolen folgen. Russen, Tschechen, Slowaken und Antifaschisten vieler anderer Nationen stehen Schulter an Schulter gegen den gemeinsamen Feind. Nach der Besetzung der Sprachinsel Deutsch Proben (Nitranske Pravno) helfen die dortigen Antifaschisten aktiv bei der Unschädlichmachung des sogenannten FS-Gebirgssturmes Karmasins. Drei Partisanenabteilungen deutscher Antifaschisten werden gebildet, von welchen sich die Abteilung „Ernst Thälmann" bei den folgenden Kämpfen bei Strecna und Vrutky auszeichnete.

Den heldenmütig kämpfenden Aufständischen standen mehrere deutsche Divisionen (!) gegenüber, die in höchster Eile aus Ungarn, Polen, Böhmen und von der sowjetischen Front herangeführt worden waren. Diese zahlenmäßige und militärische Übermacht drängte die Partisanen und Aufständischen schließlich in die Berge zurück. Es gelang den Faschisten

Erbitterte Kämpfe spielten sich vor allem in der Niederen Tatra rund um Banská Bystrica ab (oben). Vor der Übermacht wichen im Winter 1944/45 die Aufständischen in die Berge aus. Kälte und Hunger forderten unvorstellbare Opfer. Bei einem dieser Rückzüge fand auch Jan Šverma, eine der hervorragendsten Persönlichkeiten der tschechoslowakischen Arbeiterklasse, den Tod.

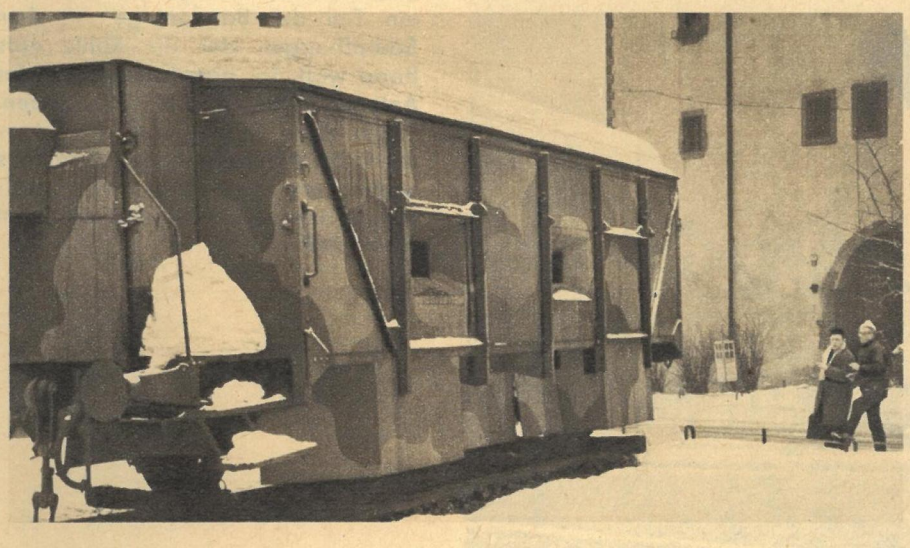
auch, Banská Bystrica wieder zu besetzen, doch den Aufstand selbst vermochten sie nicht zu brechen. Lange und bittere Monate des Winters 1944/45 kämpften die Partisanen unter unvorstellbaren Schwierigkeiten in den Karpaten, im Tatra- und im Fatragebirge. Von den Bergen aus führten sie wuchtige Schläge gegen die Wehrmacht. Diese Männer, die Hunger und Kälte trotzten, waren von der Gewißheit ihres Sieges und der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt. Am 9. April 1945 wehten die Fahnen der ČSR und der UdSSR über Bratislava.

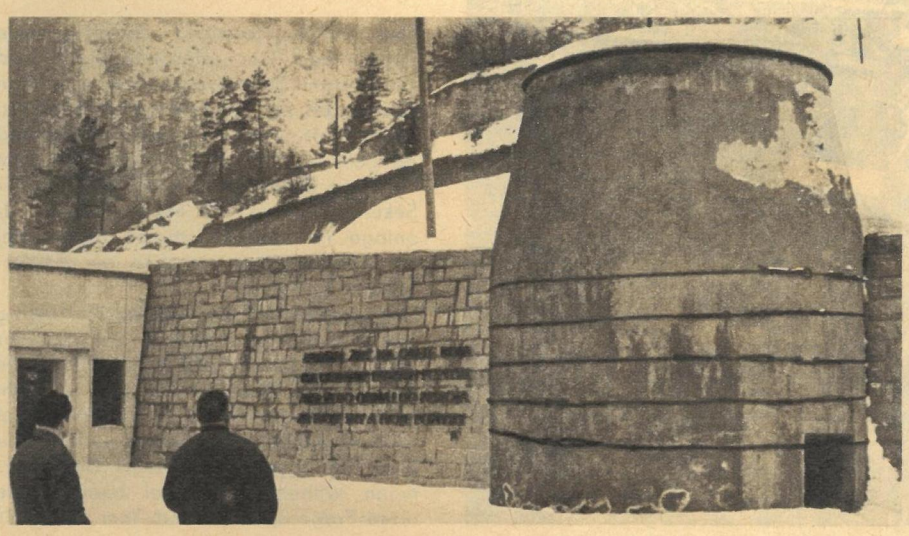
Der Aufstand hat große Opfer gefordert, doch er hat auch die brüderlichen Bande zwischen Tschechen und Slowaken neu geknüpft. Wenn man Bilanz zieht, darf nicht vergessen werden, daß viele Henker des slowakischen Volkes 21 Jahre lang nicht nur ungestraft blieben, sondern sogar wieder ebenso ungestraft zur Revanche hetzen können. Zwei Beispiele für viele: Professor H. Raschofer, berüchtigter Führer der V. Kolonne Hitlers in Böhmen und Berater des Vasallenregimes in Bratislava, war bis vor kurzem wohlbestallter Professor in Würzburg, und einer der extremsten Revanchepropheten, Franz Karmasin, einst deutscher Staatssekretär Tisos und Mitorganisator der Judenausrottung in der Slowakei, ist heute Landsmannschaftsführer und deutschnationaler Publizist in der Bundesrepublik. Solange solche Kräfte der Vergangenheit auf der politischen Bühne agieren und ungestraft Zündstoff gegen das friedliche Nebeneinander anhäufen können, darf der antifaschistische Kampf aller Nationen Europas nicht erlahmen. L. G. / E. K.

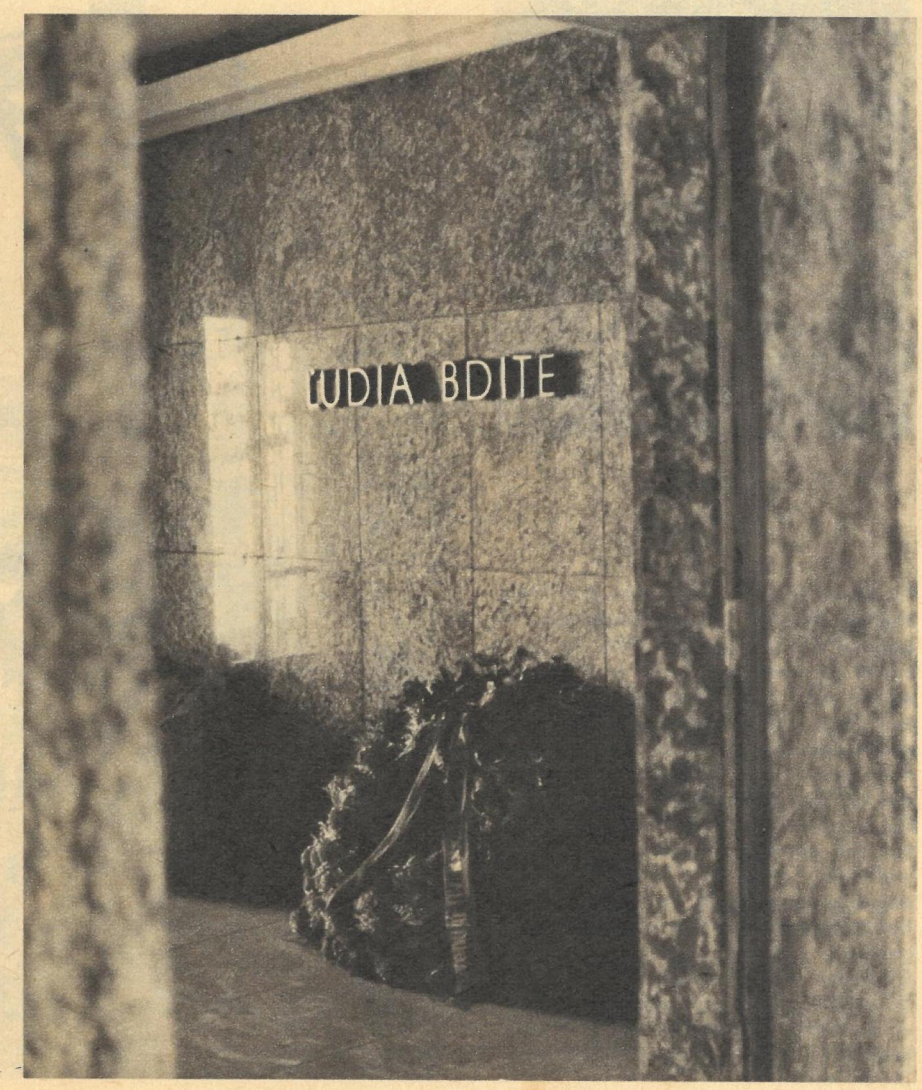
Fotos: ČTK (3), Billeb (3), Friedemann

In Zvolen von Arbeitern zusammengebaut, von den Aufständischen unter Leitung des Kapitäns Martin Durisa auf der Strecke Banská Bystrica–Horna Stubna mit großem Erfolg eingesetzt: Panzerzug „Hurban". Der MG-Wagen des von den Faschisten zerstörten Zuges wurde rekonstruiert und steht heute als Mahnmal vor dem Museum des Slowakischen Nationalaufstandes.

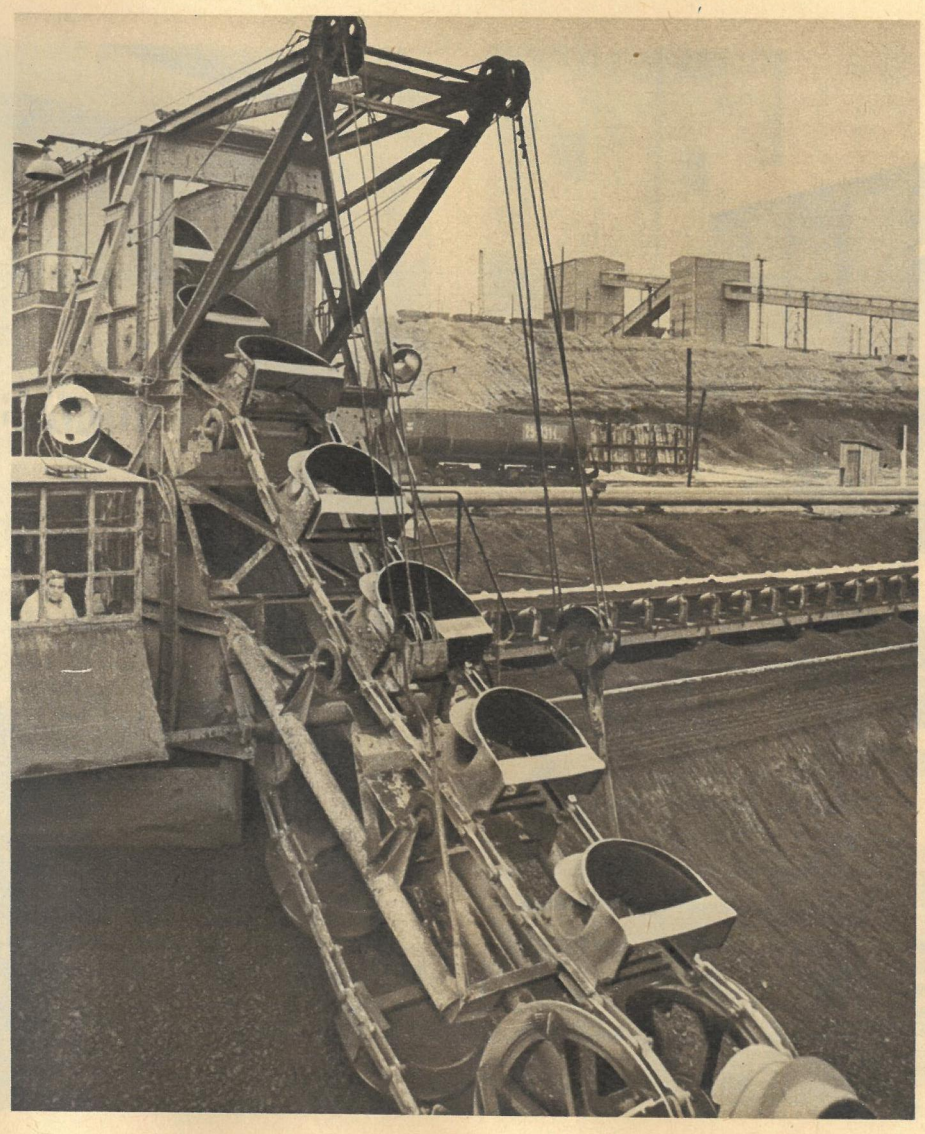
Das gesamte slowakische Land ist überzogen mit Gedenkstätten für die Opfer der faschistischen Barbarei. Eine davon ist die Kalkbrennerei Nemecka (links und unten). In deren Öfen stürzten Hlinkagardisten und deutsche Faschisten über 900 Partisanen und illegal Arbeitende und verbrannten sie darin. Die Asche der Unglücklichen streuten die Unmenschen in den nahen Hronfluß.







»WEIBERWIRTSCHAFT«



Das Reich der Kollegin Barthel. Links ein Teil der Bandanlage mit dem Schöpfbagger, der die Kohle aufs Band wirft. Im überdachten Teil der Anlage befinden sich 360 Stufen. Allein diese Treppe muß die Brigadierin bei Kontrollgängen mindestens zweimal am Tage steigen. Für Enkeltochter Ines (oben) bleibt der Omi wenig Zeit.

Als wir ankamen, nebelte ein trüber Märzhimmel über der Industrielandschaft. Wir standen vor dem riesigen Loch des Tagebaues, ganz unten wurde Kohle gebaggert, weiter oben totes Gebirge abgetragen, und Züge fuhren Kohle und Abraum aus dem Tagebau. Wenn die Züge rollen, dann warnen laut quietschend Eisenringe, die an den Wagenachsen hängen. Die Gleise aller Züge liegen in weitem Bogen auf den einzelnen Terrassen der Grube, und wenn man den Terrainunterschied wegläßt, dann liegen sie in großzügigem Rund und parallel. Die Erde ist tief aufgekratzt, und die Kohle muß aus der Grube nach oben gebracht werden, von wo sie E-Loks mit Spezialwagen in die Kraftwerke und Brikettfabriken ziehen. Kesselkohle für die Kraftwerke, Brikettkohle für die Brikettfabriken.

Den Höhenunterschied bewältigt eine Bandanlage. Die geförderte Kohle wird zunächst mit Schmalspurbahnen von ihrem Fundort bis zur Bandanlage transportiert. Dann kippt sie ein Bagger aufs Band, und ab geht es nach oben, heraus aus dem Tagebau. Geschwindigkeit 2,9 Meter in der Sekunde, Länge 500 Meter. Die Bandanlage ist die Drehscheibe der Kohle. Maßgeblich durch sie wird die Förderleistung bestimmt.

Das ungefähr ist der Tagebau Holzweißig des BKW Einheit, Bitterfeld. Das ungefähr ist die Arbeitsatmosphäre der Wilhelmine Barthel. Das Klima im Tagebau ist rauh, bestimmt auch herzlich, aber zunächst mal rauh. Vielleicht sollte deshalb ein Tagebau eine Insel der Männer sein? Der Bergmann Wilhelmine Barthel beantwortete diese Frage auf seine Art. Ihm ist es mit

Eine Frau als Baggerkapitän? Die gesamte Bandanlage Frauenobjekt? Ja, das ist doch ... (siehe Überschrift)

Übergibt Kollegin Bergmann nach acht Stunden ihre Arbeit an die Ablösung, beginnt für sie die zweite Schicht: Mitglied des Zentralvorstandes der IG Bergbau, Leitungsmitglied der Betriebsparteiorganisation, Gemeindevertreter und Vorsitzende der Kommission Handel und Versorgung in Holzweißig.

Reportage von Paul Friedemann (Bild) und Wolfgang Winkler (Text)

zu verdanken, daß die Gleichberechtigung und das Frauenkommuniqué in den Tagebau einfuhren.

Vor 15 Jahren grüßte Kollegin Barthel das erste Mal mit „Glück auf!", vor 15 Jahren begann sie in der Braunkohle zu arbeiten. Zunächst im Gleisbau, und später ... doch das ist eine andere Geschichte. Damals nämlich wurde Baggerführer Mehland als Aktivist ausgezeichnet, und aus diesem freudigen Anlaß wollte er eine Selbstverpflichtung abgeben. Kollegin Barthel, Mutter von drei Kindern, vielbeschäftigte Hausfrau und hauptberuflich im Gleisbau tätig, wagte den Sprung und sagte: „Qualifizier mich doch zur Baggerführerin!" Ein viertel Jahr später legte sie die zuständige Prüfung ab, und der erste weibliche Baggerführer des BKW Einheit war „geboren".

Selbstverständlich ging das nicht so einfach, wie es jetzt zu lesen ist. Da sagten viele Männer: „Eine Frau auf dem Bagger? Hat es nie gegeben. Die will uns wohl verdrängen? Na, die verschwindet bald wieder!" So wurde geredet. Aber Baggerführerin war sie doch. Und die Norm und die Leistung brachte sie, und Havarien fuhr sie keine. „Sie mußten mich wegen meiner Leistungen anerkennen", erzählt uns die 40jährige heute. „Tränen gab es ja auch manchmal, aber gezeigt hab' ich das den Männern nicht." Gewiß, es gab die Partei, die vielseitig half und klug unterstützte. Aber durchkämpfen, den Willen haben, sich als Persönlichkeit und Frau im Tagebau zu behaupten, mußte sie alleine.

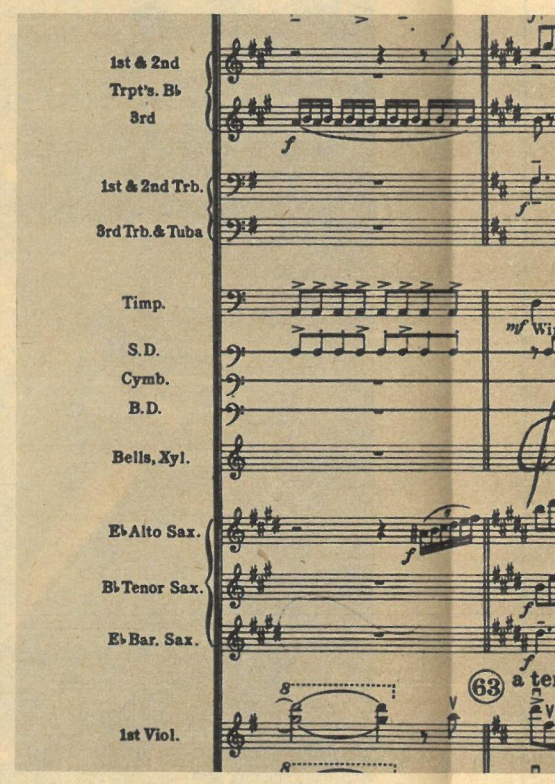
Zehn Jahre fuhr „Kollegin Bergmann" Bagger. Dann wurde die Bandanlage gebaut. Der Betrieb beschloß, das Frauenkommuniqué bergbaugerecht zu erfüllen. So wurde die Bandanlage Frauenobjekt. Doch wer sollte den Anfang machen? Ach, richtig, man hatte ja die Genossin Barthel. Also, Genossin, wieder mal ein neues Aufgabengebiet. Wie wär's denn als Brigadierin? Wilhelmine stieg vom Bagger und übernahm die Bandanlage. Ihre Brigade mußte angelernt werden, ja es mußte überhaupt erst einmal eine Brigade werden. Wieder meldeten sich die Skeptiker. „Weiberwirtschaft an der Bandanlage", wurde geunkt. Spöttisch, abwartend. Doch dann standen drei weibliche Brigaden für drei Schichten.

Die Arbeit rollte am laufenden Band, die Züge wurden gewissenhaft beladen, wichtige Verbesserungsvorschläge von den Frauen eingereicht. Die „Weiberwirtschaft" hatte ihre Feuerprobe bestanden, die höchste Schichtleistung betrug 10 000 Tonnen Kohle. Die Brigade der Genossin Barthel wurde im vergangenen Jahr als beste im sozialistischen Wettbewerb ausgezeichnet, Wilhelmine Barthel erhielt die Auszeichnung „Verdienter Bergmann der Republik". Die „Kollegin Bergmann" ist bei ihren Frauen erste unter gleichen.

Nun könnten sich Stimmen erheben, die es für unangebracht halten, daß in einer Reportage, die am Vorabend des 20. Jahrestages der Partei erscheint, von „Weiberwirtschaft" gesprochen wird. Doch heute, nach zwei Jahrzehnten deutscher Geschichte, kann der Chronist feststellen, daß es der Partei in ihrem Kampf um die Gleichberechtigung der Frau gelungen ist, ebendiese „Weiberwirtschaft" mehr als salonfähig zu machen.

PROFESSOR DR. KARL LAUX:

philhar
BOOGI



Ein ungewöhnliches Bild: Auf dem Podium des Kongreßsaals im Deutschen Hygiene-Museum das Orchester der Dresdner Philharmonie, die gewohnten Instrumente, im Vordergrund die Violoncelli, die Geigen. Heute aber, eng dazwischengedrängt, blitzen Saxophone, links hinter der Harfe ein Flügel – die Philharmoniker haben sich mit den Dresdner Tanzsinfonikern zusammengetan, um den Abonnenten der Philharmonischen Konzerte ein ungewöhnliches Programm zu bieten. Manche von ihnen werden den Kopf geschüttelt haben bei der Ankündigung, manche werden mit Skepsis gekommen sein. Hinterher aber gab es viel Beifall als Dank dafür, daß die Künstler in ein noch weitgehend unbekanntes Land aufgebrochen waren, in das Land des Jazz, den man hier mit einer hörbar-anschaulichen Vorlesung über das Verhältnis zwischen Jazz und zeitgenössischer Musik kennenlernte. Nur in Dresden ist so etwas möglich, weil es hier hervorragende Tonkörper der beiden Genres gibt und dazu den Geist der Kameradschaft, der sie zu diesem interessanten Konzertabend zusammengeführt hat.

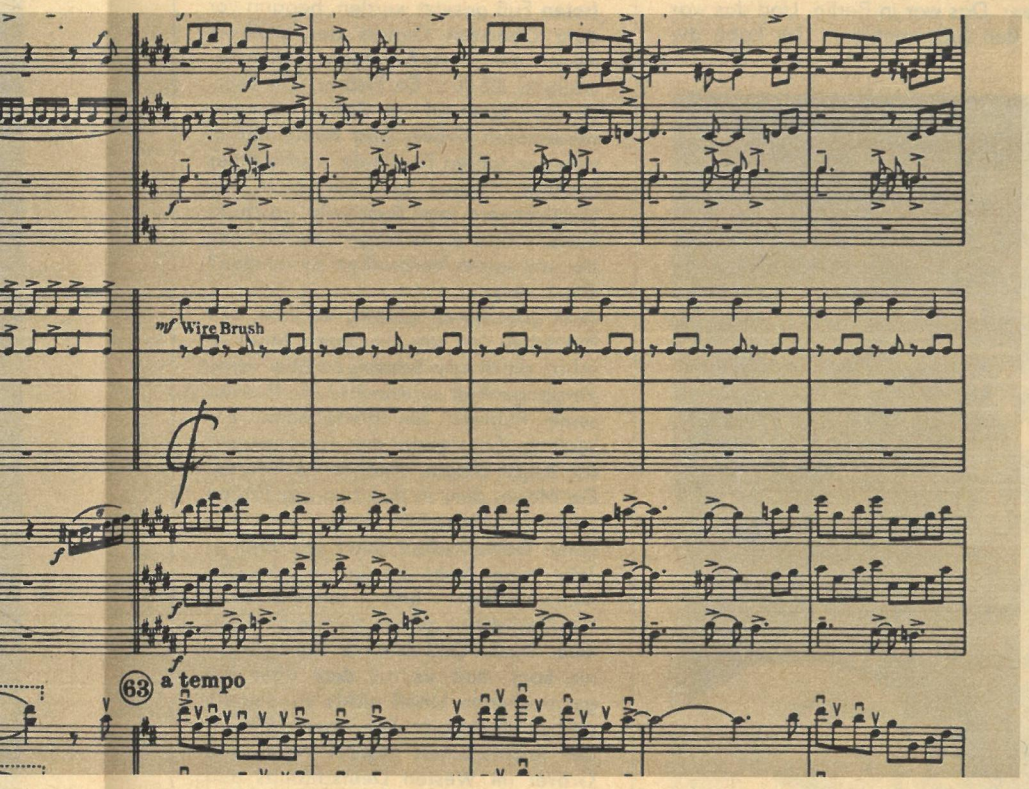
Er begann mit der unmittelbaren Gegenwart. Rolf Liebermann, heute Generalintendant der Hamburger Staatsoper, wo er einen interessanten, wenn auch nicht immer unwidersprochenen Spielplan macht, schrieb 1954 ein „Konzert für Jazzband und Sinfonieorchester", in dem drei klassische Jazzformen verwandt werden: der Jump, der Blues und der Boogie-Woogie. Das Schwergewicht liegt dabei eindeutig auf der Seite der Jazzband, hier also bei den Tanzsinfonikern, während die reinen Sinfoniker sehr in den Hintergrund gedrängt wurden. So entstand ein gelungener Versuch, die alte Form des „Concerto grosso" zu erneuern. Natürlich hörten wir keinen echten Jazz. Im Gegenteil, der Stab des Dirigenten und die Rücksicht auf das Sinfonieorchester hatten die Jazzsinfoniker fest in der Hand, die, trefflich einstudiert durch ihren „Chef", Günter Hörig, der selbst virtuos den Flügelpart spielte, mit umwerfender Brillanz ihren Beitrag lieferten. Daß es den Philharmonikern Spaß machte, mitzutun, sah und hörte man. Daß dem Werk eine Zwölftonreihe zugrunde liegt, las man zwar im Programm, hörte es aber nicht, und das spricht für Liebermann. Als Gastdirigent führte der Berliner Generalmusikdirektor Heinz Rögner geschmeidig die Klangregie, auf die es hier besonders ankommt.

Konnte es nach dem massiven Einsatz der beiden Klangkörper im Mambo-Schluß noch eine Steigerung geben? Kaum. Man fesselte die Zuhörer mit Gegensätzlichem, mit Darius Milhauds Musik zu dem Ballett „Die Erschaffung der Welt". Kleines

Unser Autor im Gespräch mit Generalmusikdirektor Heinz Rögner (Mitte) und Günter Hörig (rechts)

LAUX:

harmonischer
OGIE-WOOGIE



Orchester, lauter Solisten aus den Reihen beider den Abend bestreitenden Tonkörper. Auch hier Jazz, aber lyrischer, emotionaler, nicht dramatischer, hektischer Jazz – ein bezauberndes Gedicht um die Erschaffung der Welt, in deren Mittelpunkt zwei Menschen stehen, Mann und Frau, die nach leidenschaftlichem Begehren sich in frühlingshafter Gelöstheit finden. Jazz-Kammermusik in wahrer Vollkommenheit dargeboten. Der Beifall war hier besonders herzlich; ein gutes Zeichen für die Qualität des Dresdner Publikums, meinte Generalmusikdirektor Rögner hinterher in einem Gespräch.

In schöner Entsprechung begann der zweite Teil des Konzerts mit kleinem und endete mit großem Orchester, sozusagen ein Krebs-Kanon (eine der kompliziertesten musikalischen Strengformen). Das begann mit Igor Strawinskis „Ebony Concerto" für ein Kammerorchester vornehmlich von Bläsern (Solo-Klarinette: Friwi Sternberg) und steigerte sich zum großartigen Ausklang mit George Gershwins „Ein Amerikaner in Paris". Nur die Schwierigkeit, zwei solche Orchester zusammenzuführen, kann der Grund dafür sein, daß diese sprühende, oft ausgelassen über die Stränge hauende Musik jetzt erst zur Dresdner Erstaufführung kam.

So schlenderten wir also, vortrefflich geführt von unseren Dresdner Musikern, die das Werk unter der überlegenen Leitung von Heinz Rögner lebendig durchpulst darboten, mit Gershwin – denn e r ist der Amerikaner in Paris – durch die reizvolle Seine-Stadt, konnten uns ihrem mannigfachen Zauber hingeben, ließen uns nicht von Debussysmen und auch nicht von den dissonanten Autohupen stören, weil beides zu Paris gehört, grübelten ein bißchen über die absichtlich banale Tanzsaalmelodie nach (sie klang mir irgendwie aus der Jugendzeit herüber), ließen uns von der Solo-Violine Walter Härtwigs betören (man müßte noch viel mehr der anonym gebliebenen Solisten aus beiden Orchestern nennen!) und nicht verblüffen von dem abrupten Schluß, sondern wir alle klatschten Beifall, den Dresdner Philharmonikern und den Dresdner Tanzsinfonikern, dem Leiter des Abends, Heinz Rögner, der mit Recht auch Günter Hörig daran teilnehmen ließ.

Fotos Eberhard Buschmann

Mörder am Stammtisch

Ein Abend in Deutschland. Man schreibt den 16. Februar 1966. In einem Dorfgasthaus finden sich ein paar Männer zu einem feuchtfröhlichen Trinkgelage zusammen. Einer in der Runde, auf den serienweise Trinksprüche ausgebracht werden, heißt Theodor Gröver. Ein anderer, besonders redselig, hört auf den Namen Grüzenmacher.

Grüzenmacher: „Theo, ihr habt damals viel zuwenig Juden umgebracht! Wir konnten noch viel mehr Seife gebrauchen!"

Gröver: „Kannste wohl sagen!"

Grüzenmacher: „Aber warte nur, in zehn Jahren ist die NSDAP wieder da!"

Die Gaststube ist brechend voll. Alle hören, was da gesprochen wird. Aber niemand steht auf, dem Judenmörder Gröver und seinen Kumpanen das Maul zu stopfen. Niemand ruft nach Polizei und Staatsanwalt. Ist es denkbar, daß solch ein „Gespräch" bei uns in der DDR als selbstverständlich hingenommen worden wäre? Wer ist dieses Subjekt Gröver, der nicht nur von seiner Tischrunde als Held gefeiert wird?

Wenige Wochen zuvor, am 30. Dezember 1965, hatte das Schwurgericht in Wuppertal den Oberregierungsrat a. D. Robert Mohr (56) zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt. Er war schuldig, als SS-Obersturmbannführer und Leiter eines SS-Einsatzkommandos 770 unschuldige Menschen erschossen und 530 vergast zu haben. Mit ihm wurde Theodor Gröver (50) zu fünfeinhalb Jahren Zuchthaus wegen Beihilfe zum Mord an 810 Geisteskranken, Kriegsgefangenen und Juden verurteilt.

Den beiden Mördern erschien die Strafe „zu hart". Sie legten Revision ein. Der Bundesgerichtshof in Karlsruhe gab ihr prompt statt. Mohr und Gröver wurden am 8. Februar 1966 auf freien Fuß gesetzt: „Weil die Revisionsverhandlung ergeben könne, daß beide Verurteilte unter Befehlsnotstand gehandelt haben."

Deshalb kann Gröver acht Tage nach seiner Haftentlassung im Riesenbecker Gasthaus sitzen und sich von seinen Kumpanen feiern lassen! Deshalb ist auch nicht zu befürchten, daß sich Mohr und Gröver ins Ausland davonmachen, wie vor Jahren Judenmörder Zind. Sie sind sich ihrer Richter sehr sicher.

Die westdeutsche Illustrierte „REVUE" berichtet in ihrer Ausgabe 10/1966 unter der Überschrift „Die Herren Mörder auf Urlaub": „Gröver läßt sich in seinem Heimatort Riesenbeck am Nordrand des Teutoburger Waldes von Gleichgesinnten feiern. ‚Das ist so 'n Kerl, der Theo!' sagt Bauer Grüzenmacher. Als der in den Bau mußte, hab ich ihm hundert Mark gegeben. Und er wollte mir seine Uhr dafür geben. Aber ich hab gesagt: ‚Nein, Junge. Wenn die Partei wiederkommt, kommst du ganz groß 'raus!'"

Am Stammtisch in Riesenbeck.
Bei Schnaps und Bier. Auf Massenmörder Gröver wird eifrig angestoßen.
Und auf die Wiederkehr der Nazipartei, die dem
Gröver „dann schon die bewiesene Treue zur Bewegung lohnen wird . . ."

Über den Schlagetot Gröver, der sich in seiner Revision auf den „Befehlsnotstand" beruft und sich danach mit den drei dürren, aber inhaltsschweren Worten „Kannste wohl sagen" dazu bekennt, zuwenig jüdische Häftlinge zu Seife „verarbeitet" zu haben, weiß „REVUE" noch zu berichten:

„Nein, der Gröver ist keiner von den Stillen im Lande. Als der Reiterverein im vergangenen Jahre in der Gastwirtschaft ‚Hund' eine Rast einlegte, brüstete sich Gröver mit seinen Untaten: ‚Das war in Berlin. Und das war mit den Judenmetzgern. Ich habe die Judenmetzger zusammengetrommelt und habe gesagt: Na, ihr Metzger, ihr steht doch sonst immer bis zu den Knöcheln im Schweine- und Rinderblut. Aber habt ihr mal in eurem eigenen Blut gestanden? Und dann machten sie alle dumme Gesichter. – Und dann habe ich die beiden ersten umgelegt. Ich habe bis zu den Knöcheln im Blut gestanden.'"

So geht es zu in Riesenbeck, in „Hitlers Land", das in der westdeutschen Bundesrepublik liegt! Es ist, als hätte es nie einen 8. Mai 1945 gegeben, an dem der deutsche Faschismus zerschmettert am Boden lag.

Fast zur gleichen Zeit, da Gröver und Mohr von der westdeutschen Justiz auf freien Fuß gesetzt wurden, begann vor dem Obersten Gericht der DDR in Berlin der Prozeß gegen den ehemaligen KZ-Arzt Dr. Fischer. Ein Mörder und Scheusal vom Schlage der gewissenlosen Gröver und Mohr, der in wenigen Jahren Tausende unschuldiger Männer, Frauen und Kinder in die Gaskammern von Auschwitz geschickt hatte. Hätte er es wagen dürfen, sich bei uns seiner Verbrechen zu rühmen? Er schwieg.

Zwei Jahrzehnte gelang es ihm, die Menschen bei uns, in deren Mitte er lebte, durch sein Schweigen über seine Vergangenheit zu täuschen. Er fälschte seine Papiere, ein Biedermann, ein Wolf im Schafspelz, den zunächst nur die Angst plagte, entdeckt zu werden. Ein Mann, dem in den zwanzig Jahren unter den Menschen unserer sozialistischen Gemeinschaft dann von Jahr zu Jahr immer mehr die fürchterliche Unmenschlichkeit und unmenschliche Fürchterlichkeit seiner Verbrechen bewußt wurde. Und dem nun die Erkenntnis kam, daß es an dem über ihn gesprochenen Urteil nichts zu deuteln und zu rütteln gibt. Die innere Haltung der faschistischen Mörder Mohr und Gröver im Westen Deutschlands und des faschistischen Mörders Fischer im Osten Deutschlands, ihre unterschiedliche Einstellung zu ihren Verbrechen heute und jetzt wirft ein bezeichnendes Schlaglicht auf die Gesellschaftsordnung, die in den letzten zwanzig Jahren auf sie wirkte.

Den Mohr und Gröver wird, nach den Erfahrungen, die man mit der westdeutschen Justiz machen konnte, in der Revisionsverhandlung sicher bescheinigt werden, daß sie sich „im Osteinsatz hervorragend bewährt" und „unter Befehlsnotstand gehandelt haben". Es wird in bezug auf beide Angeklagte heißen: „Der Mohr hat – nur! – seine Schuldigkeit getan, er kann gehen."

In die Freiheit. Zurück nach Solingen. In die Villa an der Wupper. Zurück nach Riesenbeck am Teutoburger Wald. An den Stammtisch der Mörder. Zurück in „Hitlers Land" . . .

Willy Forner

Fotos „REVUE"

Auf freiem Fuß!
Trotz nachgewiesenem Mord an 810 wehrlosen Häftlingen! Gröver fühlt sich in „Hitlers Land" absolut wohl und sicher.

Das war die Mordpraxis der Gröver und Mohr: Genickschuß! Oder: Vergasungswagen! Billige Ausrede: „Wir mordeten unter ‚Befehlsnotstand'."

Robert Mohr (Mitte): 1300 Morde! Dezember 1965: Acht Jahre Zuchthaus. Februar 1966: Frei! „Revisionsbegehren Befehlsnotstand" anerkannt.

BIEDERMÄNNER OHNE MASKE

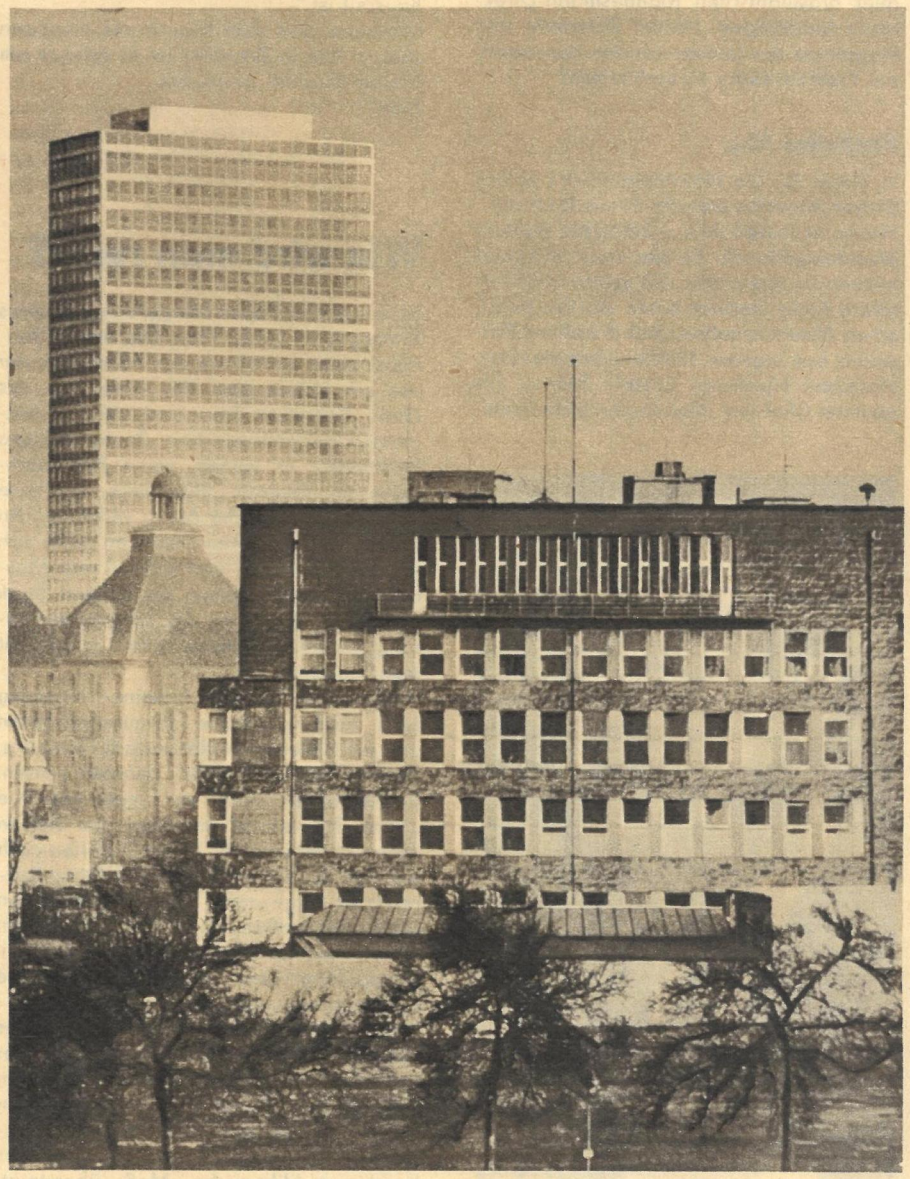
5 EIN TATSACHENBERICHT VON WILLY SCHEBAUM

Das letzte Gaunerstück von Hugo Stinnes war der Betrug mit den nicht vorhandenen Kohle-Import-Verträgen, bei dem er die in der Zeit der Kohlenkrise an der Ruhr 1958/59 gegründete „Notgemeinschaft Deutscher Bergbau" auf plumpe Art um Millionenbeträge schröpfte. Als die Sache herauskam, rief die „Notgemeinschaft" zwar den Staatsanwalt; die Ermittlungen aber zogen sich hin, und im April vorigen Jahres erschien schließlich in den westdeutschen Zeitungen die Mitteilung, daß das Verfahren „eingestellt" worden und es zu einem „Vergleich" zwischen der Notgemeinschaft und Hugo Stinnes gekommen sei. Stinnes führt seit Jahren Prozesse, große und kleine Unternehmungen fühlen sich von ihm betrogen.

Das „Handelsblatt" stellte dazu am 26. Mai 1964 fest, daß Stinnes junior ein „recht seltsames Verhältnis zur Wahrheit" hat. In Bremen liegen bei der Staatsanwaltschaft noch immer unerledigt die Akten, aus denen ersichtlich ist, daß er beträchtliche Vermögenswerte der Atlas-GmbH verschoben hat.

Unvergessen sind noch seine Geschäfte mit der „Heimkehrer-Kohle". 1955/56, als Kohle gefragt war und der amerikanische Kohlenpreis um 40 Mark je Tonne über dem westdeutschen Preis lag, hat Stinnes kurzerhand Schiffe mit Ruhrkohle beladen, auf die hohe See hinausgeschickt und wieder umkehren lassen. Diese „Heimkehrer-Kohle" war ein gutes Geschäft. Er war übrigens nicht der einzige an der Ruhr, der so Zusatzprofite einstrich.

Dieser Hugo Stinnes ist und bleibt eine zwielichtige Figur. Ein halbes Dutzend westdeutscher Staatsanwaltschaften plagt sich mit ganzen Aktenbergen herum, aus denen ersichtlich ist, daß Hugo Stinnes in Wirklichkeit ein kriminelles Subjekt ist. Das „Handelsblatt" sagt von ihm in dem schon zitierten Artikel: „... man will ihm heute in der Wirtschaft seine persönliche Integrität nicht mehr bescheinigen." Und es schließt: „Hugo Stinnes wird nur der Nachruf einer nicht gerade rühmlichen Figur der Nachkriegsgeschichte bleiben!"



In der Düsseldorfer Zentrale (links der 87 Meter hohe Wolkenkratzer der Hauptverwaltung) wollte man sich aus der Affäre ziehen. „Die Sache geht uns nichts an!" meinte Generaldirektor Overbeck (unten).

Schwarze Wechsel auf dem „grauen Markt"

Man fragt den „Mann von Mannesmann", so werben im Sommer 1965 große Anzeigen in allen westdeutschen Tageszeitungen. „Der Mann von Mannesmann informiert Sie über die Entwicklung des Unternehmens", das am 23. Juli 1965 75 Jahre alt wurde.

In den Jubiläumsreden gingen einige weniger erfreuliche Tatsachen, die im Düsseldorfer Mannesmann-Haus zu Sondersitzungen des Vorstandes und Aufsichtsrates geführt hatten, für kurze Zeit unter. Der sonst so gesprächige „Mann von Mannesmann" wurde recht schweigsam, wenn ein neugieriger Journalist auf die merkwürdigen Geschäfte des „Mannesmann-Mannes" in Ägypten oder auf den brasilianischen „Mann von Mannesmann", Dr. Jorge de Serpa Filho, zu sprechen kam.

Das Ende der „grauen Eminenz"

Dr. Jorge de Serpa Filho war in der City von Rio de Janeiro genauso bekannt wie unter den Nichtstuern am „Weißen Strand" von Copacabana. Serpa liebte die Frauen und wurde von ihnen geliebt; er hatte gute Beziehungen zum skandalumwitterten Gouverneur Carlos Lacerda, der wegen seiner zwielichtigen Rolle beim Sturz brasilianischer Präsidenten den bezeichnenden Beinamen „Präsidentenmarder" erhalten hatte.

Serpa war in Brasilien der „Mann von Mannesmann". Die Herren des Mannesmann-Konzerns schätzten sich glücklich, ihn 1952 als Vertrauten in dem so heißen Brasilien zu haben; in diesem Subkontinent voll unerforschter Reichtümer und seiner zum Himmel schreienden Not. Daß Serpa in Rio als eine „graue Eminenz" in der Politik galt, förderte nur noch seinen Einfluß im Düsseldorfer Mannesmann-Haus.

Dann, am 14. Juni 1965, krachte in Rio die Bombe: Wechsel, die Dr. Jorge de Serpa Filho und ein anderer Direktor der brasilianischen Mannesmann-Tochter „Companhia Siderurgica Mannesmann do Brasil", José Machado Freire, ausgestellt hatten, platzten! Ein Finanzskandal von bisher noch nie dagewesenem Ausmaß bahnte sich an!

Was waren gegen diese Affäre die Pleite des brasilianischen Kaffee-Imperiums der Simonsen-Gruppe oder der Bankrott der „Panair do Brasil"?

Sie hatten zwar auch schon monatelang die brasilianische Öffentlichkeit bewegt, aber hier ging es um 25 Millionen Dollar oder 100 Millionen Westmark – und der mächtige westdeutsche Mannesmann-Konzern weigerte sich beharrlich, die Verpflichtungen zu erfüllen, die seine Direktoren übernommen hatten. „Die Sache geht uns nichts an!" So versuchte sich noch am 20. Juni 1965 Mannesmann-Generaldirektor Dr. Overbeck aus der Affäre zu ziehen. Doch schon wenige Stunden später jagte er die Vorstandsmitglieder Walter Eisenbraun und Günther Vogelsang nach Brasilien, und am 25. Juni 1965 erschienen in den großen brasilianischen Tageszeitungen Anzeigen, in denen die „Mannesmann do Brasil", die ihren Geschäftssitz im Staat Belo Horizonte hat, die Einlösung der für sie angeblich nicht existierenden Wechsel ablehnte. Mit diesem Dreh versuchte sich Mannesmann an seinen Verpflichtungen vorbeizudrücken.

Doch so einfach kam Mannesmann nicht davon. Tausende und aber Tausende waren durch die Mannesmann-Direktoren geprellt worden, und der erpresserische Hinweis der Düsseldorfer Zentrale des Konzerns, daß diese Kreditgeber „doch eigentlich Spekulanten" seien, also zu Recht auf die Nase fielen, machte nur um so deutlicher, daß man sehr genau wußte, welch verbrecherisches Spiel der „Mann von Mannesmann" in Rio de Janeiro getrieben hatte.

Spekulationen am „Mercado Parallelo"

Dr. Jorge de Serpa Filho nickte nur und unterschrieb; gelangweilt legte seine schwarzhaarige Sekretärin einen Wechsel nach dem anderen auf die Seite; jedes dieser Papiere war 1000 Mark wert. In dem luxuriösen Büro der brasilianischen Mannesmann-Tochter in Rio de Janeiro herrschte ein leiser Luftzug. Ein Riesenventilator über dem Schreibtisch rotierte ... Aber dennoch wischte sich der kleine, untersetzte Besucher de Serpas immer wieder mit einem seidenen Taschentuch die Stirn: „Pardon, Amigo, wir müssen vorsichtig sein; zu viel Wechsel können wir auch nicht auf einmal unterbringen. Sie wissen doch, Dr. Nogueira von der Zentralbank hat erst vor kurzem wieder schärfere Maßnahmen gegen den ‚Mercado Parallelo' angedroht."

De Serpa blickte kaum auf: „Seit wann sind Sie ängstlich geworden, Tonio? Bisher hat es doch keine Schwierigkeiten gegeben. Und notfalls werden wir in Düsseldorf Rückendeckung bekommen."

„Düsseldorf ist weit, Amigo, und wir sind hier – und außerdem wird es schwerhalten, diese Summe unterzubringen. Bedenken Sie, über 500 000 Dollar!"

Fortsetzung auf Seite 14

Fortsetzung von Seite 13

„Und wie ist das mit Pater Irineu Leopoldina?"
„Aber der hat doch schon einige Millionen übernommen!"
„Nun, dann kann er auch noch die paar Hunderttausend übernehmen. Schließlich macht der fromme Mann dabei ein gutes Geschäft. Fünf Prozent Zinsen im Monat sind doch keine Kleinigkeit. Und dabei sagt die Kirche immer: Du sollst keine Wucherzinsen nehmen!"
„Lästern Sie nicht, Doktor. Ich befürchte..."
„Na ja, wieviel wollen Sie? Sie wollen doch nur die Gebühren wieder hochtreiben, Antonio, Sie sind und bleiben doch immer der kleine Makler."
Dr. Jorge de Serpa Filho war gemeinsam mit dem anderen Direktor des Büros in Rio, José Machado Freire, ein Spezialist in Finanzierungen über den „grauen Markt". Der „graue Markt" oder auch „Parallel-Markt" besteht neben dem offiziellen Kreditmarkt. Doch während auf dem offiziellen Markt Geld knapp ist, herrscht auf dem Parallel-Markt, dem „Mercado Parallelo", ein großes Kreditangebot. Die Sache hat jedoch einen Haken: Die Kreditgeber fordern und bekommen monatlich 5 Prozent Zinsen. Das sind im Jahr 60 Prozent! Auf diese Weise hoffen die Geldgeber den Wettlauf mit der Geldentwertung, mit der galoppierenden Aushöhlung des Cruzeiros, zu gewinnen. Die Vermittler sind gerissene Makler, die ständig mit einem Bein im Gefängnis stehen, weil diese Transaktionen offiziell verboten sind.
Die brasilianische Mannesmann-Tochter hat, wie die Untersuchungen ergaben, ihre Finanzfragen regelmäßig über den „grauen Markt" gelöst. Was dabei bei den einzelnen Direktoren hängenblieb, vermag mit Sicherheit niemand zu sagen. 1960 war die „Mannesmann do Brasil" in einer argen Finanzklemme. Als sie in Düsseldorf um Hilfe nachsuchte, wurde ihr dort die kalte Schulter gezeigt. Die brasilianischen Mannesmann-Direktoren nahmen dann auf dem „grauen Markt" Kredite auf.

„Skandal des Jahrhunderts"

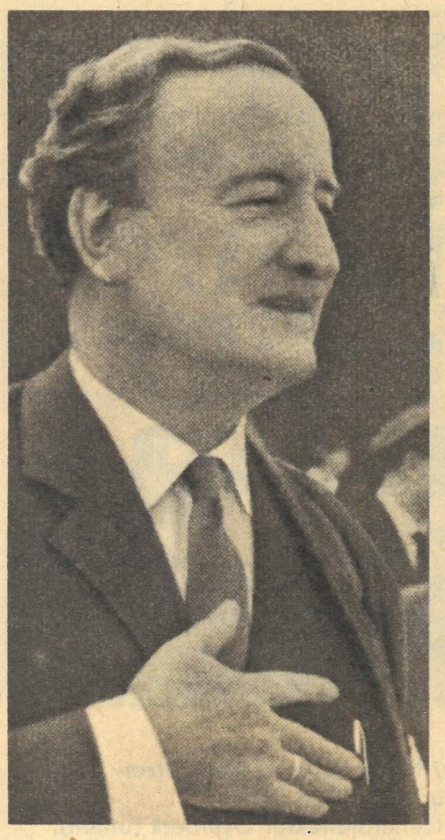
Was hat die Düsseldorfer Zentrale von den Manipulationen de Serpas gewußt? Sie sagt: Nichts! Serpa dagegen behauptet: Sie war informiert! Hier geht es nicht darum, den schäbigen Gauner Serpa, der sich bei diesen dunklen Geschäften gesundgestoßen hat, reinzuwaschen. Hier geht es um die Aufhellung eines Tatbestandes: War die Mannesmann-AG in Düsseldorf tatsächlich unterrichtet, und wurden die brasilianischen Geldgeber mit ihrem Wissen und Willen geprellt?
So sehen die Tatsachen aus:
Der inzwischen beurlaubte Präsident der „Mannesmann do Brasil", Dr. Siegmund Weiß, gab an, zwischen 1963 und Mai 1965 vor „Schwarzmarkt-Transaktionen g e w a r n t" zu haben.
Die in Sao Paulo erscheinende Zeitung „O Estado de Sao Paulo" stellte unwidersprochen fest, daß schon seit vier bis fünf Jahren Wechsel der „Mannesmann do Brasil" auf dem „grauen Markt" gehandelt worden sind.
Serpa behauptete, daß die Buchführung der „Companhia Siderurgica Mannesmann do Brasil" eine „einzige Schlamperei" gewesen sei. In diesen Büchern seien aus „steuertechnischen Gründen" (Steuerhinterziehung!) viele Transaktionen nicht verzeichnet.
Die brasilianische Staatsbank stellte fest, daß auch sie schon die „Mannesmann do Brasil" gewarnt habe.
In Brasilien zog unterdessen der „Skandal des Jahrhunderts" immer weitere Kreise. Selgado Bastos, Chef des Betrugsdezernates der Polizei in Rio de Janeiro, „ersuchte" sehr nachdrücklich das Mannesmann-Vorstandsmitglied Walter Eisenbraun „um eine Unterredung".
General Ayrton Salgueiro de Freitas, Vorsitzender einer besonderen Untersuchungskommission, die „vom Nationalen Sicherheitsrat" – eine Inquisation des 20. Jahrhunderts – eingesetzt worden war, kommt in seinem Bericht zu der Feststellung, „daß das Direktorium die Bilanz gefälscht und andere kriminelle Operationen durchgeführt hat".
Der Präsident des Zentralbankrates, Dr. Denio Nogueira, wiederum erklärt unmißverständlich:

> *„Von den durch die Parallelmarktgeschäfte eingenommenen Geldern ist in den Büchern und Bilanzen der CSM („Companhia Siderurgica Mannesmann do Brasil") kein Cruzeiro verzeichnet. Das Geheimnis, wohin diese Gelder gekommen sind, ist noch immer nicht gelüftet."*

Am 8. September 1965 teilte der zuständige Polizeioffizier Rio de Janeiros mit, er werde in seinem Schlußbericht an die Strafkammer vorsorglich die Verhaftung aller brasilianischen Mannesmann-Direktoren beantragen. Häfen, Bahnhöfe und Flugplätze des Landes werden überwacht, um Fluchtversuche zu verhindern!

Nothelfer Abs

In dieser für die Mannesmann-AG so kritischen Situation erwuchs ihr ein Nothelfer: Hermann Joseph Abs, mächtigster Bankier Westdeutschlands. Es war auch dringend notwendig geworden. Die ganze Skandalaffäre hatte dadurch einen starken politischen Akzent erhalten, daß Brasiliens Präsident aus eigener Machtvollkommenheit, Marschall Humberto Castelo Branco, als oberster Chef des „Nationalen Sicherheitsrates" nicht nur den General Ayrton mit der peinlichen Untersuchung des „Skandals des Jahrhunderts" beauftragt, sondern auch angeordnet hat, daß ein Emissär des Großbetrügers Serpa nach Düsseldorf zur Mannesmann-Zentrale reisen konnte, um hier eine Vereinbarung zu treffen.



Mannesmann-Nothelfer: Großbankier Hermann Joseph Abs reiste nach Brasilien.

„Die Reise wurde in Abstimmung mit dem Nationalen Sicherheitsrat durchgeführt", erklärte Serpa-Anwalt Tude Lima Roche. Marschall Castelo Branco hat nie widersprochen!
Die Lage der Mannesmann-Tochter in Brasilien wurde noch bedrohlicher, als im Auftrag der Wechselgläubiger bekannte Juristen forderten, gegen die „Mannesmann do Brasil" ein Konkursverfahren zu eröffnen, um so die Forderungen der Geldgeber zu erfüllen.
Nun herrschte in der Düsseldorfer Mannesmann-Zentrale „Alarmstufe 1". Chef Overbeck konferierte mit dem Aufsichtsratsvorsitzenden Zangen, reiste nach Bonn und hatte eine vertrauliche Aussprache mit Großbankier Hermann Joseph Abs.
Dann ging über die politische Bühne ein Schauerstück, wie es dummdreister lange nicht mehr inszeniert worden ist. Die Bonner Regierer versuchten den „Skandal des Jahrhunderts" zu begraben, indem sie einen neuen Skandal heraufbeschworen: Die Regierung in Brasilien wurde durch das Bonner Auswärtige Amt darüber informiert, daß man nun über einen Kredit verhandeln wolle. Großes Staunen in der Hauptstadt Brasilia, denn dieser Kredit war ja schon längst von Bonn zugesagt. Noch größeres Staunen: Zur Realisierung des Abkommens soll ausgerechnet Hermann Joseph Abs nach Brasilien kommen. Kommentare der Presse: „Unverhüllte Erpressung!" – „Rettungsversuche für die im tiefsten Sumpf steckende Mannesmann do Brasil." – „Mohrenwäsche für ein Direktorium, das samt und sonders zuchthausreif ist."
Übrigens: Seit dem Besuch des Hermann Joseph Abs in Brasilien ist es ruhiger um diesen Skandal geworden.
Zufall?

Wie wird man reich?

Es war in den frühen Morgenstunden eines Junitages im Jahre 1964. Die ersten Sonnenstrahlen vertrieben den Frühnebel, der wie ein Hauch über der Alster lag, als Onno Behrends, Erbe und früherer Mitinhaber der ostfriesischen „Teefirma Onno Behrends", es vorzog, seine Prachtwohnung im Zentrum Hamburgs auf eine etwas ungewöhnliche Art zu verlassen: An zusammengeknoteten Bettlaken seilte sich der Millionenerbe und umworbene Playboy vom Balkon seiner im zweiten Stock gelegenen Wohnung ab, bestieg seelenruhig seinen Sportwagen und – ward nicht mehr gesehen.
Unterdessen warteten in seiner Wohnung zwei niedersächsische Kriminalpolizisten und ein Kollege der Hansestadt Hamburg, den sie zur „Amtshilfe" gebeten hatten. Sie warteten genau so lange, wie ihre „Peter Stuyvesant" brauchte, um sich in Asche zu verwandeln. Dann begriffen auch sie, daß der Zigarettenspender Onno Behrends es vorgezogen hatte, weiterhin den „Duft der großen freien Welt" zu atmen, statt im miefigen Backsteinkasten des Gerichtsgefängnisses von Aurich gesiebte Luft zu schnuppern.
Merkwürdige Dinge kamen später ans Tageslicht: Onno Behrends, ein „Bruder Leichtfuß", wie die ergrimmte Sippe im ostfriesischen Aurich den Millionenerben nannte, soll in eine üble Steuerhinterziehungsaffäre verwickelt sein, die selbst das bundesrepublikanische Maß übersteigt. Allerdings hat man auch eine Entschuldigung zur Hand: In Wirklichkeit ist Onno Behrends der reine Tugendbold, der von einem betrügerischen Prokuristen, der 1962 wegen Unterschlagung und Urkundenfälschung festgenommen worden ist, aufs Kreuz gelegt wurde. Der Prokurist wollte angeblich versuchen, Onno Behrends zu belasten, um sich selbst reinzuwaschen. „Gleichsam als Schutzbehauptung", wie die ostfriesischen Teehändler dem Staatsanwalt und der Presse einzureden versuchten. Im übrigen sei Onno Behrends schon 1960 aus der Firma ausgeschieden. Nur eine Tatsache machte ihnen Sorge: Der Vertrag, der das Ausscheiden Onno Behrends aus der Firma besiegelt, wurde zurückdatiert.

Während die westdeutsche Öffentlichkeit noch immer über die Vorkommnisse bei „Behrends-Tee" rätselte, verließ in Nürnberg ein Mann seine Gefängniszelle, dessen Verhaftung nicht minder sensationell war: Westdeutschlands „Foto-König" Hanns-Heinz Porst war nach vierwöchiger Haft wieder auf freiem Fuß, wenn auch kein freier Mann; der Staatsanwalt war sehr an seiner ständigen Anwesenheit interessiert.
Porst war gerade in dem Augenblick verhaftet worden, als er auf dem Flughafen Nürnberg sein Privatflugzeug besteigen wollte. Beabsichtigte Hanns-Heinz Porst, sich in die Schweiz abzusetzen? Oder wollte er zu seinem Vater, der während des ganzen Skandals seelenruhig auf Mallorca saß, um dort seinen Urlaub zu genießen?
Während sich die Staatsanwaltschaft in Nürnberg mit der stereotypen Redewendung „Wir sagen nichts!" an einer Stellungnahme vorbeizudrücken suchte, waren die Steuerfahnder schon offener. Sie erklärten unumwunden: Hanns-Heinz Porst hat ein Millionenvermögen in die Schweiz verschoben! Sie wissen auch wie: Der Foto-Millionär hat sich von einem westdeutschen Kamerawerk regelmäßig größere Rabattzahlungen und Werbungszuschüsse auf ein Privatkonto in der Schweiz überweisen lassen.
Der Vollständigkeit halber sei hier nur noch vermerkt, daß beide Steuerhinterzieher mit einem „blauen Auge" davongekommen sind. Die Aktionen der Steuerfahnder verliefen im Sande...
Doch die Affäre Porst hat noch eine Seite, die es wert ist, aus dem Dunkel geholt zu werden.

Fortsetzung folgt

Berichtigung

Im Beitrag „Kunst und Verantwortung" (zb Nr. 11) unterliefen uns zwei bedauerliche Fehler: Die Grafik „Fluch den Mördern" stammt von Rolf Kiy – nicht von Rolf Krug, die Grafik „Lachender Arbeiter" von Erich Enge.
Die veröffentlichten Grafiken der Künstler aus dem Bezirk Halle stellte uns freundlicherweise die Bezirksredaktion der „Freiheit" zur Verfügung. Diese Arbeiten zu Ehren des 20. Jahrestages der SED entstanden nicht zuletzt durch die Anregung unserer Kollegen aus Halle.

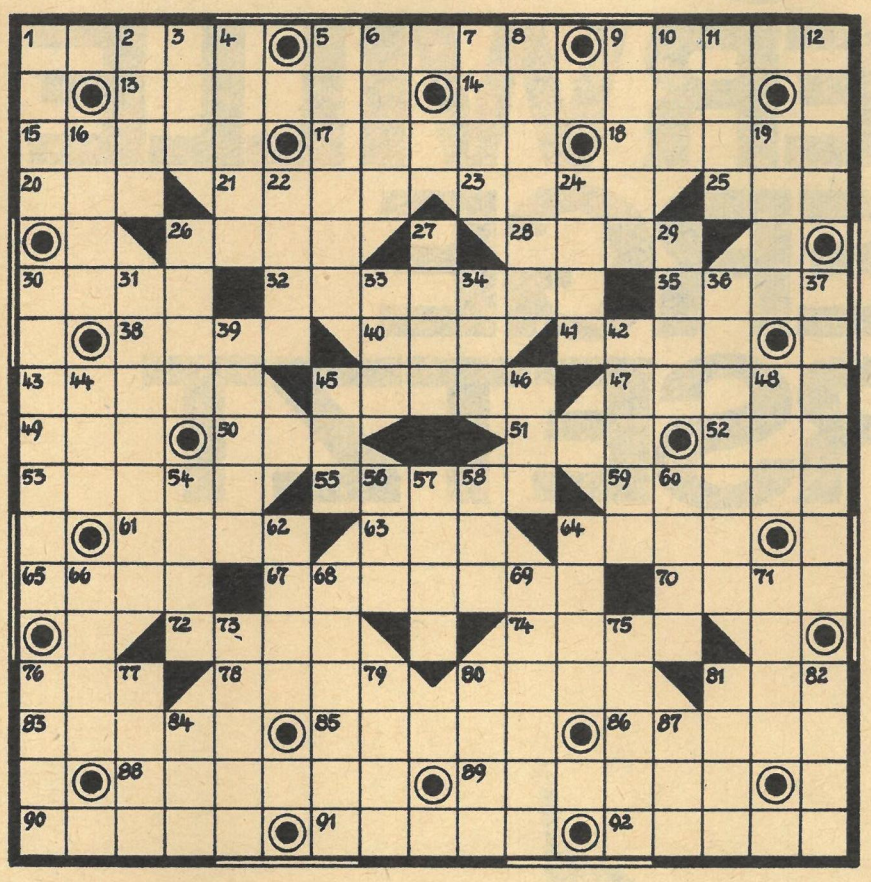
Die Redaktion

Sie sparen 20%!

Odol braucht man jeden Tag, oft auch mehrmals am Tage. Ist es dann nicht angenehm, diese belebende Erfrischung für Mund und Atem besonders günstig einzukaufen? Rationelle Abfüllung der großen Flaschen (47 ml für MDN 3,75) bietet Ihnen einen Preisvorteil von ca. 20% im Verhältnis zu den kleinen Reiseflaschen. Sie gewinnen durch ständige Mundhygiene mit Odol.

VEB ELBE Chemie

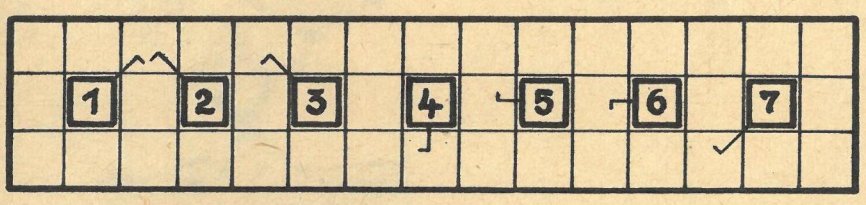
rätsel



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Grundlage, 5. griechischer Gott der Unterwelt, 9. Tintenfisch, 13. Eiweißgemisch im Mehlkörper der Getreidekörner, 14. Stadt in Italien, 15. Tierbehausung, 17. Stern im Sternbild „Orion", 18. römische Schutzgeister, 20. Handlung, 21. Insektenlarve, 23. herrschende Klasse im Feudalismus, 25. Titelgestalt einer Oper von Gotovač, 26. Betreuer, 28. Maler und Baumeister des süddeutschen Spätbarocks, 30. Nutzpflanze, 32. Provinz in Kuba, 35. mohammedanischer Titel, 38. Stadt nördlich von Dortmund, 40. Musikstück für zwei, 41. italienische Währungseinheit, 43. Tierpfote, 45. französischer Maler († 1883), 47. morgenländischer Gruß, 49. Teil der Woche, 50. männlicher Vorname, 51. finnischer Romanschriftsteller († 1921), 52. Ort in Tirol, 53. Holzblasinstrumente, 55. Rang-, Dienstbezeichnung, 59. langsames Musikstück, 61. Stadt in Österreich, 63. europäische Hauptstadt, 64. Fluß in der Schweiz, 65. nordische Hirschart, 67. Keimfreiheit, 70. Metall, 72. Betonungszeichen, 74. Überbleibsel, 76. Stadt in Oberitalien, 78. Stammvater eines sagenhaften Riesengeschlechts, 80. Kindertagesstätte, 81. straußenähnlicher Vogel, 83. Backenzahn, 85. Hauptstadt der Tatarischen ASSR, 86. Komponist der Oper „Fra Diavolo", 88. Segelstange, 89. deutscher Philosoph († 1814), 90. inneres Organ, 91. Feingebäck, 92. Gesichtsmaske.

Senkrecht: 1. Pflanzenfaser, 2. Kartenspiel, 3. Nebenfluß des Rheins, 4. Frauenname, 5. deutscher Dichter († 1803), 6. Opernlied, 7. Sitz einer altgriechischen Philosophenschule in Unteritalien, 8. Armeeangehöriger, 9. Bergstock in den Dolomiten, 10. griechischer Buchstabe, 11. Hautöffnung, 12. Männername, 16. festgesetzter Preis, 19. Gestalt aus den Nibelungen, 22. kleinstes Teilchen, 24. Huftier, 26. Bereifung (Kurzwort), 27. Ziffer, 29. veränderlicher Stern, 30. Milchzucker, 31. Einleitung, Einführung in die Wissenschaft, 33. Gebirgsstock auf Kreta, 34. Alpenschriftsteller, 36. Zweig der bildenden Kunst, 37. Titelgestalt eines Werkes von Friedrich Wolf, 39. Industriebetrieb der DDR, 42. italienisch: Insel, 44. Ferment des Wiederkäuermagens, 45. Honigwein, 46. Geländeeinschnitt, 48. physikalische Maßeinheit, 54. weiblicher Vorname, 56. europäischer Inselbewohner, 57. Gefäß, 58. nordwestdeutscher Fluß, 60. Heilkundiger, 62. Einfriedung, 64. Schmelzwasserablagerung, 66. weiblicher Vorname (Kurzform), 68. Lattenzaun, 69. feiner Spott, 71. Bezeichnung, 73. Kerbtiere, 75. schmiedbares Eisen, 76. chemische Verbindung, 77. Wasserpflanze, 79. Schwund, Gewichtsverlust, 80. Freiheitsentzug, 81. Zuchttier, 82. Behältnis, 84. dichterisch: Adler, 87. Figur im Naumburger Dom.



ZAHLENBAND

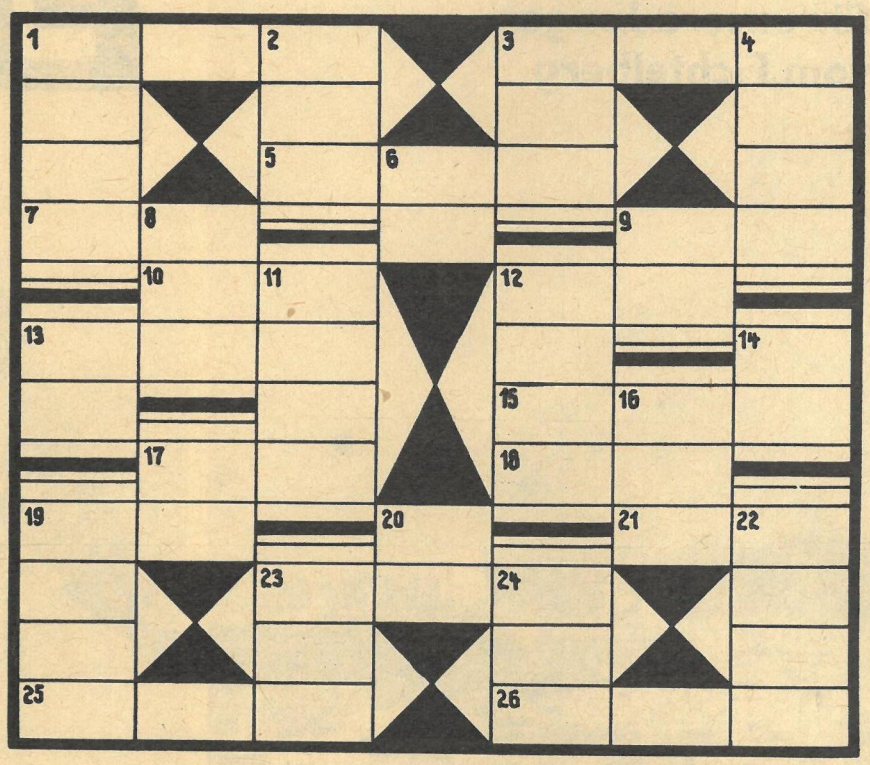
Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in der angegebenen Richtung.

1. Handpflege, 2. Dachzimmer, 3. künstlerische Faltenanordnung, 4. abgeleitete chemische Verbindungen, 5. Schiffsausrüstung, 6. Fruchtmus, 7. Arbeitsmittel.

SILBENKREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Nutzflächeneinheit, 3. Raubinsekt, 5. Stern im Sternbild Skorpion, 7. Nebenfluß des Dnepr, 9. Behauptungen, Lehrsätze, 10. englischer Dichter († 1744), 12. Stadt in Oldenburg, 13. Anlage zur Kochsalzgewinnung, 15. slawische Philologie, 17. optisches Gerät, 18. Gefäße, 19. Zusammenhang, Verbindung, 21. Spitze, Kopf, 23. Orchester, 25. Angehöriger eines skythisch-sarmatischen Volkes, 26. griechische Göttin.

Senkrecht: 1. altgriechischer Philosoph, 2. amerikanische Baumeidechse, 3. südspanische Stadt, 4. Industriestadt nördlich von Köln, 6. Lohn-, Preissatz, 8. italienische Hafenstadt (landessprachlich), 9. Schanktisch, 11. Frau des Odysseus, 12. Stadt in der ČSSR, 13. alte nordische Prosadichtung, 14. Bildhauerkunst, 16. Wildrinder, 17. Verschwendung, Üppigkeit, 19. Erneuerer des Judentums, 20. Laubbaum, 22. Entfernungsmesser, 23. Umkleideraum, 24. überlieferte Erzählung.

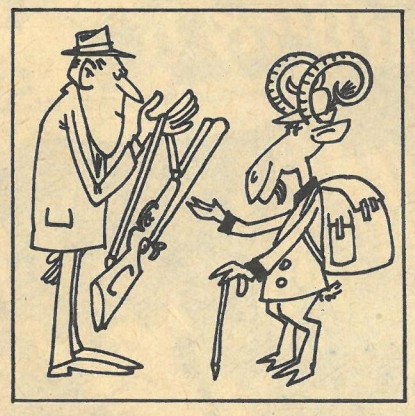


RÄTSELLÖSUNGEN AUS HEFT 14

Kreuzworträtsel mit magischem Quadrat. Waagerecht: 1. Hebbel, 5. Meer, 8. Snob, 11. Skizze, 15. Gigli, 17. Lunte, 18. Altai. 20. Saison, 21. Inder, 22. Avila, 23. Tennis, 24. Niere, 25. Gigue, 26. Aitel, 27. Kies, 30. Ethik, 31. Brite, 32. Fton, 34. Atem, 36. Ales, 37. Alba, 39. Nauen, 42. Inari, 44. Post, 47. Bulletin, 48. Katheder, 49. Ton, 50. Ahr, 51. Nokturne, 56. Operette, 61. Drei, 62. Hirse, 64. Kanal, 66. Aser, 67. Ekel, 70. Ufer, 71. Oker, 73. Valet, 75. Laute, 77. Lama, 80. Komet, 81. Liter, 82. Effel, 84. Edamer, 85. Tibet, 86. Bohne, 87. Tirade, 88. Minos, 89. Nadel, 90. Nudel, 91. Melnik, 92. Tran, 93. Rebe, 94. Romane. – Senkrecht: 1. Hasek, 2. Brise, 3. Egon, 4. Liniment, 5. Minette, 6. Elegie, 7. Rurik, 8. Staub, 9. Nevers, 10. Balaton, 11. Satellit, 12. Kiel, 13. Zenit, 14. Eisen, 16. Lire, 19. Laie, 28. Iglu, 29. Saal, 32. Espe, 33. Oise, 35. Mai, 36. Ara, 37. Abend, 38. Blake, 40. Unter, 41. Nonne, 42. Isaak, 43. Akron, 45. Odets, 46. Trier, 52. Orsk, 53. Tier, 54. Rhetorik, 55. Nil, 57. Pau, 58. Elfmeter, 59. Earl, 60. Team, 63. Statist, 65. Antenne, 68. Helena, 69. Parole, 71. Oleum, 72. Email, 73. Veto, 74. Titan, 75. Leber, 76. Efeu, 78. Amara, 79. Adele, 80. Kemi, 83. Lilo. – Magisches Quadrat: 1. Scala, 2. Chrom, 3. Arles, 4. Loewe, 5. Amsel.

Silbenrätsel. 1. November, 2. Havanna, 3. Eridanus. 4. Sediment, 5. Gogol, 6. Nabucco, 7. Uranus, 8. Detektiv, 9. Niello, 10. Expander, 11. Lomonossow, 12. Leitha, 13. Osmane, 14. Ventilator, 15. Eternit, 16. Ivens, 17. Diarium, 18. Urubu, 19. Dreipaß, 20. Turandot, 21. Subtrahend, 22 Logau, 23. Livius, 24. Instinkt, 25. Waldmeister, 26. Ninive, 27. Henkelkorb. 28. Euphrosyne, 29. Tasmanien, 30. Semikolon, 31. Einerlei, 32. Languste, 33. Lupine, 34. Initiator, 35. Talkum, 36. Soltau, 37. Tennessee, 38. Ewald. – „Rastlos vorwaerts mußt du streben, nie ermuedet stille steh'n, willst du die Vollendung seh'n."

DING MIT PFIFF 11



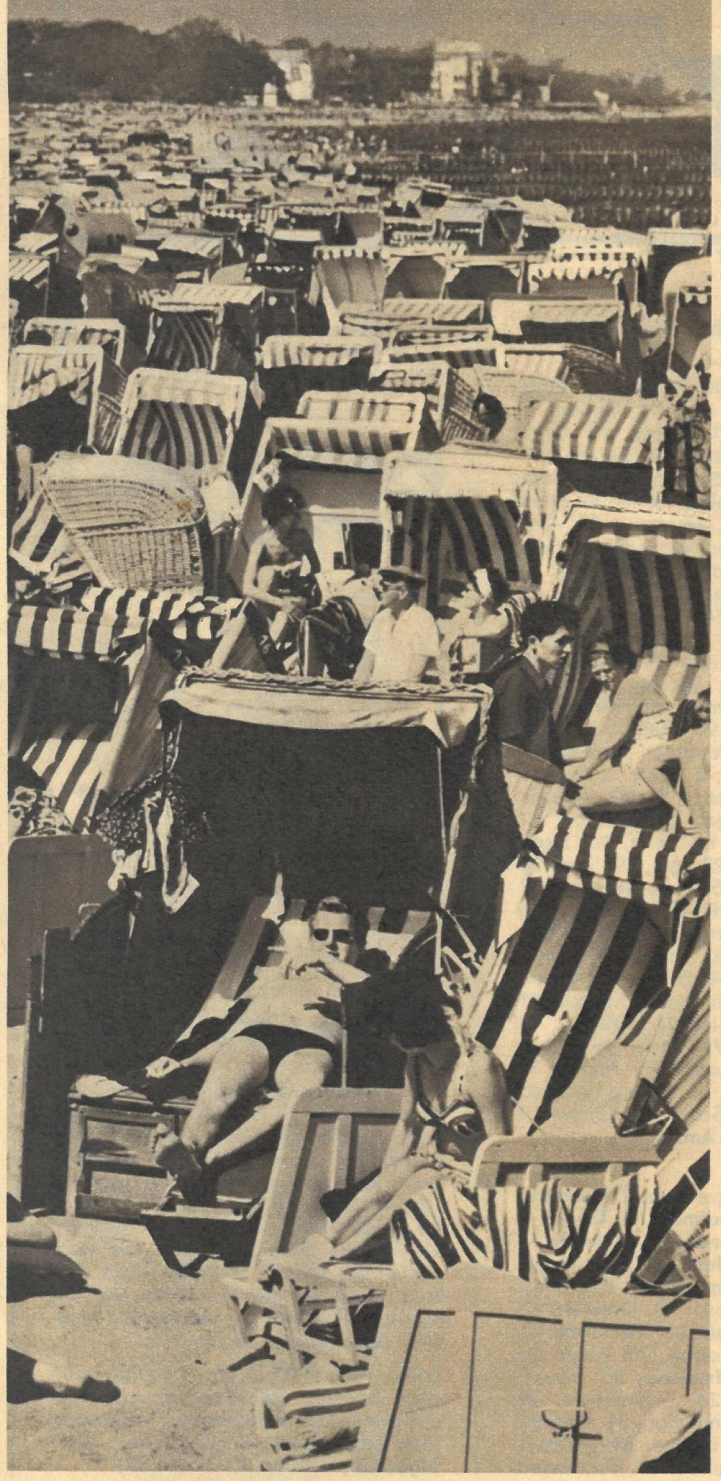
WAS IST DAS?

Eine volkstümliche Redensart, die Willy Moese für Sie gezeichnet hat, und zwar auch diesmal mit einem kleinen Schönheitsfehler. Sicher finden Sie trotzdem bald heraus, was tatsächlich gemeint ist. Wir erwarten Ihre Antwort bis zum 16. April 1966 auf einer Postkarte (Kennwort: Ding mit Pfiff). Vielleicht haben Sie Glück; es sind wieder drei Buchpreise zu gewinnen. Unsere Anschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14 b.

DING MIT PFIFF 7 66: „Mit Kanonen nach Spatzen schießen." Je ein Buch gewannen: Uwe Bergander, Vogelsang über Schönebeck; Ursula Siebert, Wernigerode; E. Kuhn, Olovi (ČSSR).

WO DER WILLE BERGE ERSETZT

Eigenartig, sich vorzustellen, wie den Urlauber am Ostseestrand in der prallen Augustsonne die Nachricht erreicht, daß soeben der Weltmeister im Slalom gekürt worden ist. Ungewöhnlich diese Tatsache auch für die Skisportler, ganz besonders für unsere Jungen vom Fichtelberg.



Die jüngste Fichtelberg-Generation:
Astrid Schneider (3) und Olaf Riedel (5),
der Sohn von „Ebs" Riedel.
Bild links:
Ernst Scherzer im Labyrinth der Torstangen.

Die Sorgen, sich mitten im europäischen Hochsommer auf den chilenischen Winter einzustellen – die alpinen Skiweltmeisterschaften finden vom 4. bis 14. August in Portillo, 3000 Meter über dem Meeresspiegel in den Anden statt –, teilen mit unseren Jungen diesmal auch die Asse der Alpenländer. Allerdings mit Unterschieden. Denn während sich beispielsweise Frankreichs Ski-Professor Honorè Bonnet mit seinen Schützlingen ins schneesichere Trainingscamp Val d'Isere zum Training zurückziehen kann, ist am Fichtelberg bei 1214 Metern die „Welt zu Ende", vom Schnee ganz zu schweigen.
Diese geografischen Nachteile und die daraus resultierenden Schwierigkeiten haben jedoch Eberhard Riedel, Ernst Scherzer und ihre Kameraden nicht entmutigt. Sie versuchten im Gegenteil mit immer neuen Methoden und um so größerem Fleiß die Vorteile der Alpenländer aufzuwiegen. Wie ein Paukenschlag wirkte Eberhard Riedels großartiger Sieg 1961 beim Riesenslalom in Adelboden (Schweiz). Unter den Geschlagenen waren solche Könner wie Roger Staub, der Schweizer Olympiasieger in dieser Disziplin. Und dann gelang es unserem Ernst Scherzer, sich in die erste Gruppe der weltbesten Slalom-Asse zu fahren. Er wurde 1965 in derselben Gruppe ausgelost wie die Franzosen Arpin, Bonlieu, Killy, Perillat, die Österreicher Schranz, Digruber, Nenning, die Schweizer Giovanoli und Grünenfelder. Ein Mann vom kleinen Fichtelberg mitten unter den Skiartisten der Hochalpen – das war eine Sensation!
„Wie machst du das?" fragte einmal Honorè Bonnet unseren Auswahltrainer Joachim Loos. „Bei euch nix Berge, wenig Schnee ... Und ihr fahrt wie die Teufel!" Ja, wie macht man das?
Der Fichtelberg mit seinen maximal 300 Metern Höhenunterschied reicht wohl als Übungsgelände für Slalom und Riesentorlauf einigermaßen aus, doch an ein wettkampfnahes Abfahrtstraining ist hier beim besten Willen nicht zu denken. „Hundert Sachen" erreicht man am Fichtelberg allenfalls für ein paar Sekunden, dann ist der Berg zu Ende. Auf den Steilhängen am Lauberhorn und am Hahnenkamm aber muß die Jagd in solch einem Höllentempo minutenlang durchgestanden werden. Und gerade auf diesen Strecken bewiesen „Ebs" Riedel und Peter Lützendorf, daß der Wille Berge versetzen oder, besser, ersetzen kann: Peter schlug 1965 beim Abfahrtslauf in Wengen als Neunter unter anderen den Kombinationsweltmeister Ludwig Leitner (Westdeutschland);

Eberhard fuhr eine Woche darauf in Kitzbühel ebenfalls den 9. Rang heraus, vor dem Franzosen Killy und Österreichs Nummer 1, Karl Schranz! Schließlich unterboten beim Nonstop-Training zum diesjährigen Hahnenkammrennen Riedel und der Amerikaner Bill Kidd als Trainingsschnellste den Streckenrekord beträchtlich. Das gab wieder Schlagzeilen in der österreichischen Sportpresse. Bei uns las man's in Kurzmeldungen.
Sie trainieren im Sommer mit „Schlittern" auf Kunststoffmatten oder trockenem Gras; sie werden im Winter beim Kampf um gute FIS-Noten, die bei alpinen Skirennen über die günstigen vorderen Startplätze entscheiden, oft durch Visaverweigerungen und dergleichen benachteiligt – und dennoch schafften sie den Vorstoß zur Weltklasse. Hut ab vor den Jungen vom Fichtelberg!

Bildbericht von Karl-Heinz Friedrich 1 Foto Zentralbild

Hochbetrieb am Sessellift (oben). –
Er schuf das „Wunder vom Fichtelberg":
Trainer Joachim Loos, dessen Jungen in Österreich Schlagzeilen machten (links).

Der Fichtelberg (unten).
Am Hang unter der Schwebebahn die Pisten für Slalom und Riesentorlauf.
Die Miniatur-Abfahrtsstrecke führt durch den Wald.

FIS-NOTEN – WIE UND WARUM?

Olympische Medaillen werden im alpinen Skisport in den drei Disziplinen Abfahrtslauf, Riesenslalom und Spezialslalom vergeben. Bei Weltmeisterschaften kommt eine Kombinationswertung dieser drei Disziplinen hinzu. Grundlage dafür ist ein Noten-System. Wie geht nun die Berechnung vor sich?
Der Sieger eines jeden Wettbewerbes erhält die Note 0. Alle folgenden Läufer, entsprechend ihren Sekundenabständen zum Sieger, jeweils höhere Noten, die sich aus einer Wertungstabelle der Federation Internationale de Ski (FIS) ergeben. Der Läufer mit der niedrigsten Gesamtnote ist Sieger in der Dreierkombination.
Ein Beispiel: In Squaw Valley wurde 1960 der Franzose Guy Perillat Kombinationsweltmeister, obwohl er in den drei Disziplinen nur einen dritten und zwei sechste Plätze belegte.

Abfahrtslauf:

1. Vuarnet	126,0 Sekunden		Note 0
3. Perillat	126,9 Sekunden		
	0,9 Sekunden	Differenz	Note 0,69

Riesenslalom:

1. Staub	108,3 Sekunden		Note 0
6. Perillat	110,7 Sekunden		
	2,4 Sekunden	Differenz	Note 1,81

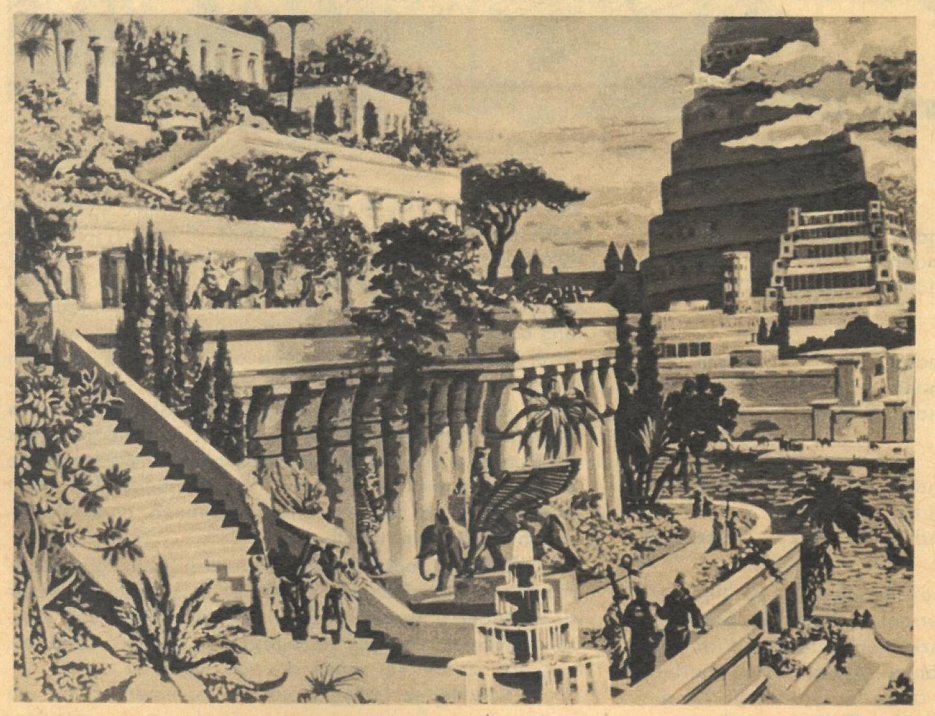
Spezialslalom:

1. Hinterseer	128,9 Sekunden		Note 0
6. Perillat	131,8 Sekunden		
	2,9 Sekunden	Differenz	Note 1,39

So wurde Perillat mit der Gesamtnote 3,89 Weltmeister, da sich alle anderen Konkurrenten, auch die Olympiasieger, in den einzelnen Disziplinen unterschiedlich plazierten und demzufolge höhere Gesamtnoten hatten. Noten oder FIS-Punkte sind auch die Grundlage für die alljährliche Einstufung der alpinen Skiläufer in die internationalen FIS-Ranglisten. Hierfür werden, getrennt nach den einzelnen Disziplinen, die beiden besten Ergebnisse jedes Läufers in der Saison berücksichtigt, unabhängig davon, an wieviel FIS-Rennen er teilgenommen hat. Da jedoch die Wettbewerbe unterschiedlich stark besetzt sind, verfährt das FIS-Komitee bei der Ranglistenaufstellung nach folgendem Prinzip: Man unterscheidet zwischen „Null-Rennen" (ohne Aufschlag auf die dabei erzielten Noten) und Rennen mit einem Punktaufschlag, je nachdem, wie stark sie besetzt waren. Dafür gilt dieses Rechenexempel: Die Noten der fünf Erstplazierten eines FIS-Rennens plus ihre Noten, die sie in der Weltrangliste haben, dividiert durch zehn. Der Quotient darf nicht größer sein als fünf, wenn das Rennen ohne Punktaufschlag gewertet werden soll.
Die FIS-Noten entscheiden schließlich über die Startpositionen, die wiederum im alpinen Skisport wie in kaum einer anderen Sportart für eine gute Plazierung ausschlaggebend sind. Es ist allgemein bekannt, daß die Siegesaussichten für einen alpinen Skiläufer um so geringer werden, je höher seine Startnummer ist, da die anfangs frische Spur von Läufer zu Läufer immer schlechter wird.

VERSUNKENE PRACHT
UND ALTE BRÄUCHE

Der berühmte Kuppelbau Stesifon gilt als der größte seiner Art, aus Ziegeln errichtet. Er gehörte zu einer königlichen Empfangshalle in der Partherzeit.



Eine Darstellung Babylons zur Zeit des Königs Nebukadnezar, um 600 v. u. Z.

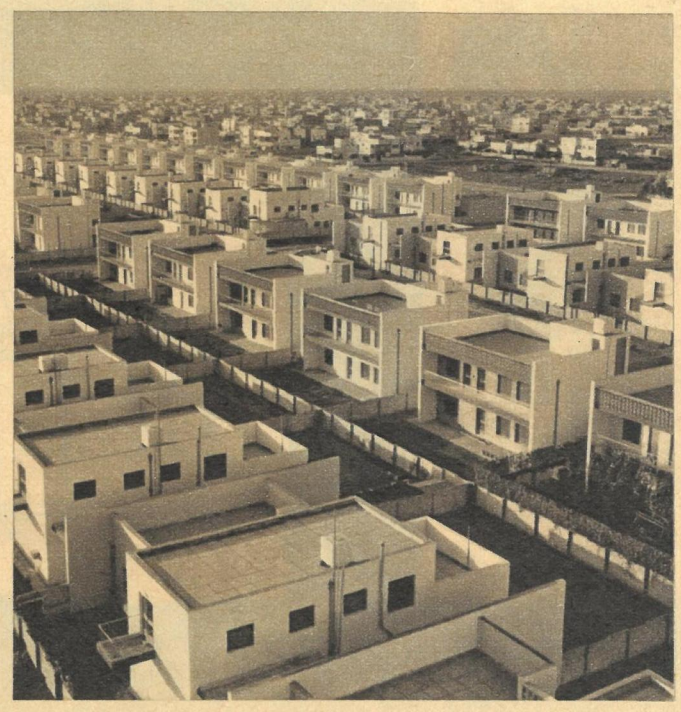
Wohl die meisten von uns lernten in der Schule das Gedicht vom jungen Kronprinzen Belsazar, der im 6. Jahrhundert v. u. Z. lebte. Als dieser wie so oft mit seinen Gästen ausgelassen zechte, erschien an der Wand des Königssaales die Flammenschrift: „Mene Mene Tekel Upharsin." – „Du bist gewogen und zu leicht befunden. Dein Königreich wird zerteilt und den Medern und Persern übergeben." Tatsächlich waren die Tage des Babylonischen Reiches gezählt. Die Eroberer wechselten, und seit Mitte des 7. Jahrhunderts herrschen hier die Araber.

Heute ist das ehemalige Babylon, etwa hundert Kilometer südöstlich von Bagdad, ein von Wüste umschlossenes rund 12 Quadratkilometer großes Trümmerfeld. Archäologen haben in mühevoller Arbeit Reste von Mauern, Toren und Palästen freigelegt. Einst war die Stadt durch acht prunkvolle Tore zugänglich. Das einzige erhalten gebliebene Ischtator samt den Mauern der Prozessionsstraße mit den blauen Glasurziegeln und den bunten Reliefs der Schlangendrachen, Stiere und schreitenden Löwen ist heute im Vorderasiatischen Museum in Berlin zu bewundern.

Es gehört schon etwas Phantasie dazu, sich eine der prächtigsten Städte der alten Welt, um 2060 v. u. Z. Hauptstadt des Babylonischen Reiches, in dieser Einöde vorzustellen. Einige Sockelreste zeugen noch davon, daß hier eines der Sieben Weltwunder, die Hängenden Gärten der Semiramis, angelegt war. Nach der Erdkarte der Babylonier galt ihre Stadt als Nabel der Welt. Diese Vorstellung mag in einer im Vergleich zu anderen Völkern hochentwickelten Kultur ihre Begründung gefunden haben. Die Bewohner des Babylonischen Reiches besaßen Raum- und Zeitmaße, Gewichte, ein Zahlen- und Rechensystem (Grundzahl 60 mit Potenzen), Zahlungsmittel und einen Kalender. Ihr Bankwesen mit Darlehn und Zinsen sowie ein Postverkehr lassen auf die wirtschaftliche Blüte des mächtigen Reiches zwischen Euphrat und Tigris schließen. Ein umfangreiches Handels- und Wirtschaftsrecht war in einem 282 Paragraphen umfassenden Gesetzeswerk (Keilschrifttext, jetzt im Pariser Louvre) festgelegt.

Die Babylonier besaßen bereits beachtliche Kenntnisse in Mathematik, Astronomie und Medizin. Sie waren Meister der Architektur, konnten Bronze gießen und

Blinder Rubaba-Spieler in Stesifon. Nach den alten Sitten der Moslemin begehen Männer und Frauen noch heute ihre Feste getrennt (rechts).

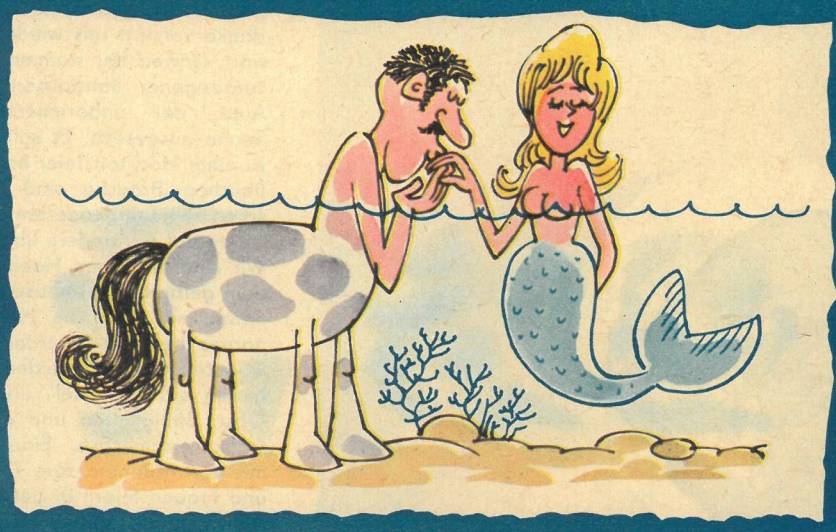


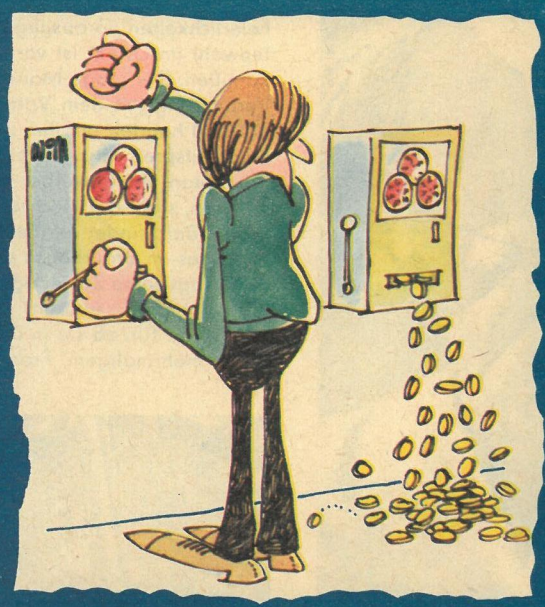
Rund 3000 Jahre liegen zwischen dem Bau der Hängenden Gärten und dieser Wohnsiedlung Bagdads.

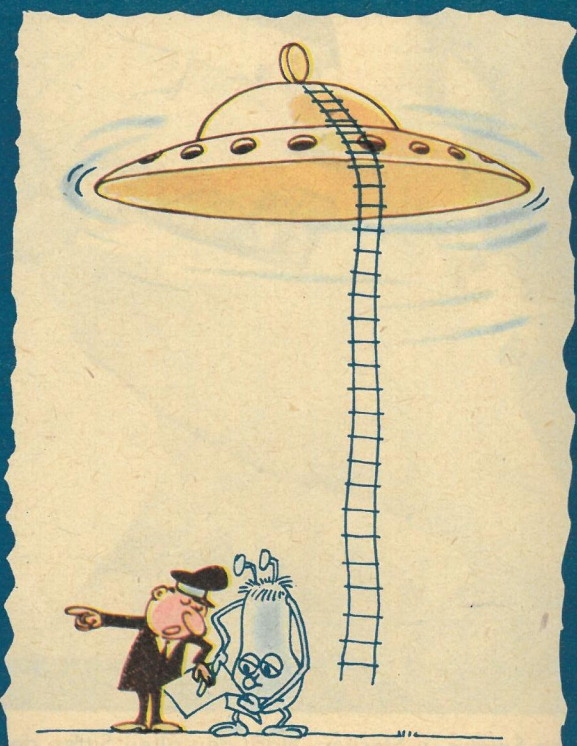
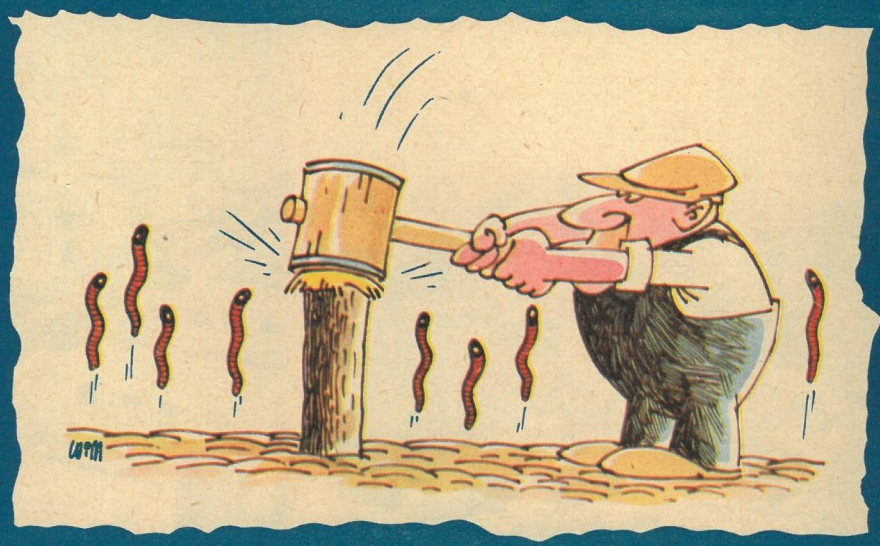
entwickelten eine eigene Kriegskunst. Das gewaltige Heer der den Priesterfürsten dienenden Sklaven schuf den Reichtum Babylons. Wie die Geschichte berichtet, waren Sklaven auch der Brautpreis in Hochzeitskontrakten. Dieser Gedanke versetzt uns wieder in die Gegenwart. Unweit der stummen Zeugen längst vergangener Jahrtausende parkt unser Auto, der unbarmherzig brennenden Sonne ausgesetzt. Es soll uns heute noch zu einer Hochzeitsfeier bringen. Die dabei üblichen Bräuche sind allerdings auch schon seit Jahrhunderten von einer Generation auf die andere übertragen worden. Wir sind zu einem Haenna-Abend (nach dem gelbroten kosmetischen Farbstoff benannt, mit dem die Hände des Brautpaares bestrichen werden) geladen. Verwandte und Bekannte der jungen Eheleute lassen sich Hammel- und Hühnerfleisch, Obst, Süßigkeiten und alkoholische Getränke schmecken. Eine Kapelle spielt nur den Männern zum Tanz auf; Männer und Frauen feiern in getrennten Räumen. Dem Haenna-Abend, auch als Hauptfest der Hochzeit bezeichnet, ist eine Reihe Feierlichkeiten vorausgegangen. Die Gattenwahl im Orient ist vor allem Sache der Familien. Der junge Mann nimmt zunächst Verbindung mit dem Vater des Mädchens auf und handelt mit ihm den sogenannten Hochzeitspreis aus. Läßt die Brautmutter ausrichten, der Bewerber möge einen Ring schicken, steht der Hochzeit nichts mehr im Wege. Bald findet die Zeremonie des Ehevertrages im Brauthause statt. Der Bräutigam fragt seine Zukünftige, welche sich im Frauengemach aufhält, durch die geschlossene Tür, ob sie in die Ehe einwillige. Nach mehrmaligem Fragen gibt sie ihr Jawort. Nun kann der Ehevertrag von beiden unterzeichnet werden. Die Verwandten feiern, und die Braut erhält Geschenke. Danach wird das gemeinsame Heim eingerichtet. Monate, selbst Jahre können dabei vergehen. Ist endlich alles bereit, begeht man das Haenna-Fest. Wieder werden Geschenke gebracht. Erst von diesem Tage an können die Vermählten auch zusammen leben. Zuvor durften sie sich nur tagsüber treffen. Das Paar feiert noch sieben Tage, dann beginnt der Alltag.

Das Hochzeitmachen ist heute in der Republik Irak noch gar nicht so einfach. Wir berichteten nicht einmal über alle Zeremonien, bei denen es in den einzelnen Landesteilen auch Unterschiede gibt. Gemeinsam ist jedoch, daß sich beide jungen Menschen nicht frei für ihren Partner entscheiden können. So kommt es sogar noch vor, daß ein Mädchen zur Sühne für ein Verbrechen zwischen verfeindeten Sippen einheiraten muß. Verlassen wir die temperamentvolle Hochzeitsgesellschaft. Ob das junge Paar glücklich wird?

Text: Horst Schlegel, Martin Lindner
Fotos: Zentralbild (5), Archiv





WILLY MOESE

BUNTE MISCHUNG